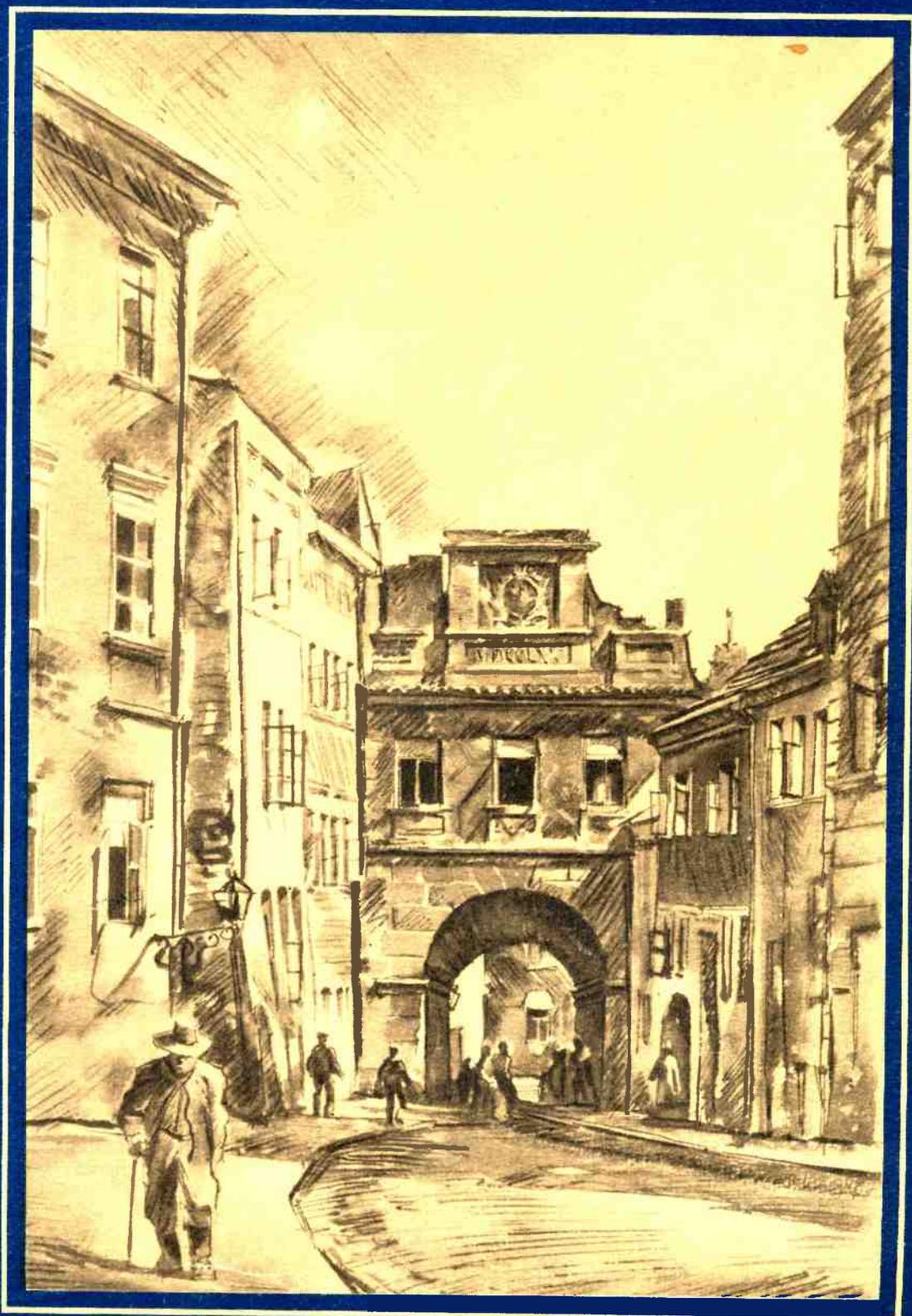


DAS GENERAL- GOUVERNEMENT



2. JAHRGANG / 1942 / HEFT 1

DAS GENERALGOUVERNEMENT

2. J A H R G A N G

1 9 4 2

H E F T 1

INHALTSVERZEICHNIS

600 JAHRE STADT LUBLIN.

LUBLIN UNTER DEUTSCHER VERWALTUNG. VON GOUVERNEUR ZÖRNER, LUBLIN	4
LUBLINS GESCHICHTE—LUBLINS DEUTSCHTUM. VON DR. ERWIN HOFF	5
LUBLIN UND DIE JUDEN. VON JOSEF SOMMERFELDT	20
NALENCZO UND KAZIMIERZ. VON ADOLF PAUL GROSSMANN	26
BRUTZEIT AM SIEMIENSEE. VON WILHELM FABRICIUS	34
MARKOWA—EIN POLNISCHES DORF? VON DR. HEINRICH GOTTONG	39
ZU BESUCH IN KRAKAU	
GOETHE. VON A. V. TROSCHKE	44
GEORG GOTTLIEB PUSCH	45
HERZ IN DER ZEIT. GEDICHT VON BODO SCHÜTT	49
DIE PHILHARMONIE DES GENERALGOUVERNEMENTS. VON DR. HANNS ROHR†	50
DURCH ARBEIT ZUR FREIHEIT. VON MATTHIAS PFÖRTNER	52
DIE WERBESTELLE DES GENERALGOUVERNEMENTS IN BERLIN. VON DR. LUXENBERG	58
KULTURNACHRICHTEN DES GENERALGOUVERNEMENTS	71
BILDNACHWEIS UND ERLÄUTERUNGEN	72



DIE MICHAELSKIRCHE IN DER LUBLINER ALTSTADT
ZU BEGINN DES XIX. JAHRHUNDERTS

600 Jahre

LUBLIN UNTER DEUTSCHER VERWALTUNG

VON GOUVERNEUR ZÖRNER, LUBLIN

Nicht zum ersten Male steht Lublin, die östliche Großstadt des deutschen Machtbereichs, unter deutscher Verwaltung. Wir erinnern uns daran, daß Lublin auf dem Boden einer alten slawischen Siedlung und Burgstätte am 15. August 1317 von König Wladislaus Ellenlang zu deutschem Magdeburger Recht begründet wurde. Als Stadtvogt wurde der Deutsche Matthias aus Opatowitz eingesetzt. Mit der Übertragung des Magdeburger Rechts erhielt die neue Siedlung alle die Merkmale, die die mittelalterliche deutsche Stadt ausmachten: Bürgermeister, Rat, Schöffen. Auch die ersten Befestigungsanlagen, Tore und Türme mögen zu der Zeit entstanden sein.

Bald darauf wurde die Stadt ein Opfer der ständig von Osten anstürmenden Kosaken, Russen, Litauer und Tataren.

Bereits 1342 sah sich König Kasimir der Große genötigt, Lublin völlig neu zu gründen, und wiederum holte er sich einen Deutschen, den Mainzer Bürger Franz, als Stadtvogt herbei und übertrug ihm den Aufbau der Stadt. Selbstverständlich blieb ihr das Magdeburger Recht, das Stadtrecht für die polnischen Städte überhaupt, erhalten. Der Stadtvogt Franz hatte mehr Glück als sein Vorgänger. Seine Rufe fanden im deutschen Mutterlande lebhaften Widerhall. Zahlreiche deutsche Bürger, Kaufleute und Handwerker strömten in die Stadt und gaben ihr bald ein völlig deutsches Gepräge. In diese Zeit reichen die heute noch erhaltenen Überreste der Stadtbefestigung, das Krakauer Tor und manche kirchlichen und weltlichen Gebäude.

Die Stadtverwaltung Lublins blieb nun durch rund 150 Jahre deutsch. Den entscheidenden Posten eines Stadtvogtes bekleideten bis 1504 Glieder der angesehensten Krakauer deutschen Patriziergeschlechter. Erst in dem genannten Jahre ging die Vogtei in die Stadt über. Gleichzeitig begann ein Aufgehen der deutschen Bevölkerung im Polentum. Immerhin sind noch im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche ihres Volkstums bewußte deutsche Bürger Glieder des Rats und der Schöffenbank gewesen. Auch an der Spitze der Stadt standen wiederholt Deutsche.

Erinnert sei an die Stadtpräsidenten Krebs (1767), Finke (um 1800) und Eduard Baron von Toll (1841). So hat der deutsche Einfluß in der Verwaltung der Stadt nie völlig aufgehört. Auf anderen Gebieten, wie denen der Kirche und Schule, des Handwerks und Handels ist er stets bedeutend gewesen.

Bereits nach der 3. Teilung Polens 1795 fiel Lublin an einen deutschen Staat, an Österreich. Damals haben wiederum zahlreiche deutsche Verwaltungsbeamte für mehrere Jahre die Geschichte der Stadt in ihre Hand genommen. Im Weltkriege gehörte Lublin von 1915 bis 1918 zum k. u. k. Militärgouvernement. Erneut haben hier deutsche Menschen gewirkt und die Stadt im Osten dem Westen näher geführt.

Nach 20 Jahren polnischer Herrschaft ist Lublin seit dem September 1939 wiederum fest in deutscher Hand und unter deutscher Verwaltung. Diese hat schon in der kurzen bisher verflossenen Zeit eine Probe von ihrem Können abgelegt, das durch Taten, nicht bloß durch Worte, beweisbar ist. In unermüdlicher Arbeit haben deutsche Männer und Frauen aus allen deutschen Gauen hier ihre Pflicht getan, und nur weil die deutsche Verwaltung der Stadt, wie des Generalgouvernements überhaupt, fest und unerschütterlich stand, waren im Frühjahr 1941 hier die Vorbereitungen für die entscheidende Phase des in den weiteren Osten vorgetragenen Befreiungskampfes des deutschen Volkes so reibungslos durchführbar.

Stadt Lublin

LUBLINS GESCHICHTE — LUBLINS DEUTSCHTUM

VON DR. ERWIN HOFF

Wenn der heutige Besucher Lublins vom weit draußen hegenden Bahnhof durch die langen Häuserzeilen an die eigentliche Stadt herankommt, die sich auf einem die umliegenden Felder und sumpfigen Wiesen beherrschenden Höhenzug dehnt, nimmt ihn die Pracht des Anblicks zweifellos gefangen. Die naturgegebene Lage läßt ihn auf eine bedeutsame Geschichte schließen. Der Türmereichtum der Stadt, wie ihn uns der Stich von 1617 im „Theatrum praecipuarum totius mundi urbium“ von Braun-Hoghenberg in eindringlicher Manier vorführt, läßt ebenfalls mit Interesse die Darlegung der historischen Entwicklung dieses von der Natur ausgezeichneten Platzes erwarten.

Von der Legende wird das Bestehen einer ersten Siedlung in unkontrollierbare Ferne zurückverlegt. Immerhin darf der durch Höhenlage und Wasserschutz anziehende Ort für eine Zufluchtsburg schon frühzeitig in Anspruch genommen werden, boten doch drei Flüsse und Wasseransammlungen von drei Seiten Sicherheit.

Erst spät sind die umliegenden Teiche nach und nach zugewachsen, versumpft und schließlich zum größten Teil zu Wiesen geworden. Der einstige Zustand läßt sich sehr schön auf dem zitierten Stich verfolgen, wo der ganze Vordergrund ein anschauliches Bild für den Prozeß der Verlandung bietet.

Die Überlieferung, nach der das älteste Lubliner christliche Heiligtum schon in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts zur Zeit des ersten Piasten Miesko I. als St. Nikolauskirche bestanden haben soll, und zwar im Gebiet der heutigen Vorstadt Czwartek, führt bereits in auch für diese Gebiete historische Zeiten.

Der Name Lublin dürfte mit Recht als von dem Gründer der Schutzburg Lublo oder Lubla abgeleitet aufzufassen sein, ist die Silbe -in ja als besitzanzeigende Silbe bereits in sehr alten Namensbildungen vertreten.

Die Lage Lublins mußte im großen politischen Machtkampf dazu reizen, eine solche natürliche Festung in Besitz zu bekommen. So errichtete schon Boleslaus der Tapfere hier eine hölzerne Burg als Stützpunkt für seine Pläne gegen Osten. Jedenfalls war diese Besitznahme der Anfang eines ständigen Umkämpftseins in der Zukunft, so daß man sagen kann, vom 11. bis 14. Jahrhundert ging Lublin buchstäblich von Hand zu Hand.

Heinrich, der Sohn Boleslaus Schiefmunds, der Lublin zugleich mit Sandomir 1139 von seinem Vater geerbt hatte, vermachte es 1169 seinem Bruder Kasimir dem Gerechten. Obwohl im Mai 1205 der Halitscher Fürst Roman vergeblich die Burg belagerte, kam Lublin bei dem heftigen Vordringen des Reußenreiches nach Westen zeitweise in reußischen Besitz und war sehr oft Gegenstand erbitterter Kämpfe.

Auch Daniel von Halitsch, allerdings schon von Osten durch die Mongolenhorden bedroht, war an Lublins Besitz stark interessiert. Der Sturm aus Asien, dem 1240 Kiew zum Opfer fiel, verschonte Lublin nicht, konnte doch erst bei Liegnitz 1241 seine Kraft gebrochen werden, und zwar unter schwersten Opfern. 1244 wurde die Stadt von Litauern, Preußen und Jadzwingen heimgesucht, die in dauernden Auseinandersetzungen mit Boleslaus dem Schamhaften lagen, dessen Schwäche schließlich Daniel von Halitsch die Eroberung des ganzen Lubliner Gebiets ermöglichte.

Inwieweit damals Deutsche in diesem Bereich zu finden waren, ist wegen Mangel an Quellen nicht zu entscheiden, sicher ist nur, daß intensive deutsch-reußische Beziehungen bestanden und zum Beispiel Roman von Halitsch schon am Ende des 12. Jahrhunderts deutsche Ansiedler in seine Grodstätten (feste Ansiedlungen) berief.



LUBLIN VOR DEM GROSSEN BRANDE IM JAHRE 1710

Die fortwährenden Kämpfe unter der Regierung Boleslaus' des Schamhaften und seiner Nachfolger ließen die Stadt nicht zur Ruhe kommen. Erklärung für die besondere Gefährdung bietet immer wieder der Hinweis auf ihre Lage in einem Gebiet, in dem sich damals die Interessen aus West, Nord und Ost kreuzten und aneinanderstießen.

Leszek der Schwarze gründete im Jahre 1282 zur Erinnerung an seinen Sieg über Litauer und Jadzwingen am Narew die später berühmteste Kirche Lublins, die des heiligen Michael, die 1853 wegen Baufälligkeit abgerissen wurde. Nachdem Lew, Daniels von Halitsch Sohn, 1292 Lublin erobert hatte, blieb es bis 1302 noch reußischer Besitz, um dann im Verlauf des langsamen Rückgangs der ruthenischen machtpolitischen Stellung im Osten an Polen überzugehen.

Ladislaus Ellenlang erkannte die Bedeutung Lublins. Er setzte sich zum Ziel, der Gunst der Lage die Voraussetzungen einer großzügigeren Entwicklung hinzuzufügen. Am 15. August 1317 übertrug er dem deutschen Vogt Matthias von Opatowietz feierlich in Krakau die Vogtei über die Stadt und zum Unterhalt der Bürger hundert Hufen bebauten und un bebauten Landes zu Magdeburger Recht. Wenngleich Ladislaus Ellenlang von „unserer Stadt Lublin“ spricht, damit also auf die bereits bestehende Siedlung hinweist, kam diese Bestiftung mit Magdeburger Recht einer Neugründung gleich, konnte doch erst dieses die Voraussetzungen für eine freiere städtische Entwicklung schaffen. Bereits im 13. Jahrhundert und früher ist das deutsche Recht an Städte des Ostens in vielen Fällen verliehen worden, z. B. an Krakau 1257. Diese Tradition wird auch in Zukunft noch sehr lange gepflegt, obwohl bei Stadtgründungen, soweit solche dann im 15. Jahrhundert und später erfolgen, Deutsche nur noch in seltensten Fällen beteiligt sind.

Die Absicht des Herrschers, aus Lublin für die östlichen polnischen Grenzländer einen wirklich festen Stützpunkt zu machen, wird aus den im vorigen geschilderten wechselvollen Schicksalen der Siedlung vor der Lokation von 1317 nur zu verständlich. Daß hier nun vor allem Deutsche herangezogen wurden, zeugt für das große Vertrauen, das die polnischen Fürsten dieser Zeit ihnen entgegenbrachten, bediente sich doch der polnische Ostdrang des Mittelalters anfangs im wesentlichen deutscher Menschen, die auch vielfach in den verantwortlichsten Stellen um die politische Führung auftauchen, wie zum Beispiel Ladislaus unseren Vogt Matthias gerade wegen seiner Rechtschaffenheit und Treue (*morum probitas... et fidelitas*), die er in seiner Tätigkeit für ihn bewiesen hat, mit der Verleihung der Vogtei auszeichnet.

Nach seiner Krönung suchte Ladislaus die neue Stadt in großzügiger Weise zu fördern. Er gewährte ihren Kaufleuten im ganzen Königreich Zollfreiheit, was in der Urkunde von 1317 nur allgemein angedeutet war, nun sogar ohne jede zeitliche Beschränkung, womit er die Privilegierung der Krakauer Bürger von 1257 durchaus übertraf. Trotz dieses Vorrechts (das in der Folge von vielen Königen bestätigt wurde) hat sich Lublin zunächst noch nicht so entwickeln können, wie es Ladislaus und sein deutscher Vogt zweifellos erstrebten, denn erst nach der Neugründung von 1342 wuchs es allmählich zu wirklicher Bedeutung empor. Die bereits mehrfach betonte prekäre Grenzlage in einem von verschiedenen unruhigen Völkern des Ostens ständig bedrohten Raum wurde wieder zum Schicksal. Ein Tatarensturm im Jahr 1341 vernichtete einen beträchtlichen Teil der Stadt, so daß Kasimir der Große wegen der Wichtigkeit des Platzes am 25. Januar 1342 dem deutschen Bürger Franz aus Mainz die Vogtei mit noch erweiterten Rechten — wohl in Anbetracht der exponierten Lage — verkauft und noch zwei Dörfer Bronowice und Konopnica einbezieht.

Jetzt endlich entschloß man sich, künftigen Raubzügen aus dem Osten durch eine gründliche Befestigung der Stadt so gut wie möglich vorzubeugen. Damals entstanden das noch heute trotz vieler Schäden und späterer Zutaten prächtig und wuchtig emporragende Krakauer Tor und ihm entgegengesetzt das Burgtor, das den Übergang zu der auf einem zweiten Hügel isoliert gelegenen eigentlichen Burg freigab. An Stelle des bis dahin üblichen Holzbaus prägte sich nun deutscher Bauwille in Stein aus. Von den Bastionen der alten Stadtmauer ist durch die Beschießung der Stadt im Verlauf des Feldzugs der achtzehn Tage ein wuchtiger Turm unweit des Krakauer Tors von seiner späteren Hülle befreit worden und zeugt damit von der Dauerhaftigkeit deutscher Baugesinnung nach der Neugründung 1342. Zu einer raschen Entwicklung der Stadt trug vor allem ihre für den Transit-handel überaus günstige Lage bei. Von den Gebieten an der Ostsee führte ein alter Weg über Thorn, Warschau durch Lublin nach Cholm bis Kiew und weiter, vom Südwesten mündete hier die lebhaft befahrene Handelsstraße von Schlesien über Krakau und Sandomir. Waren das die Hauptwege zu Zeiten Kasimirs des Großen, so entwickelten sich später Verbindungen nordöstlich nach Brest-Litowsk und südöstlich über Krasnystaw nach Lemberg. Als im Brennpunkt polnisch-litauisch-ruthenischer Interessen gelegen, mußte dieser Platz ja bei entsprechender Förderung eine Handelsstadt ersten Ranges werden.

Am 17. Mai 1383 erhalten die Lubliner Bürger von Jagiello, damals noch Großherzog von Litauen, und seinem Bruder Skirgiello das freie Handelsrecht mit ihrem Lande, und 1392, zwei Jahre früher als Posen, das Stapelrecht für Waren jeder Art, und zwar jeweils für die Dauer von acht Tagen (Lemberg hatte vierzehn, Posen und Sandomir nur drei Tage). Von hier aus erhellt auch schon die gewaltige Bedeutung Lublins für die sich in der Zukunft abzeichnende politische Entwicklung Polens in seiner Verbindung mit Litauen, indem wirtschaftliche Bindungen zwischen den

KRAKAUER TOR
IN LUBLIN VOM
ALTEN MARKT
HER GESEHEN



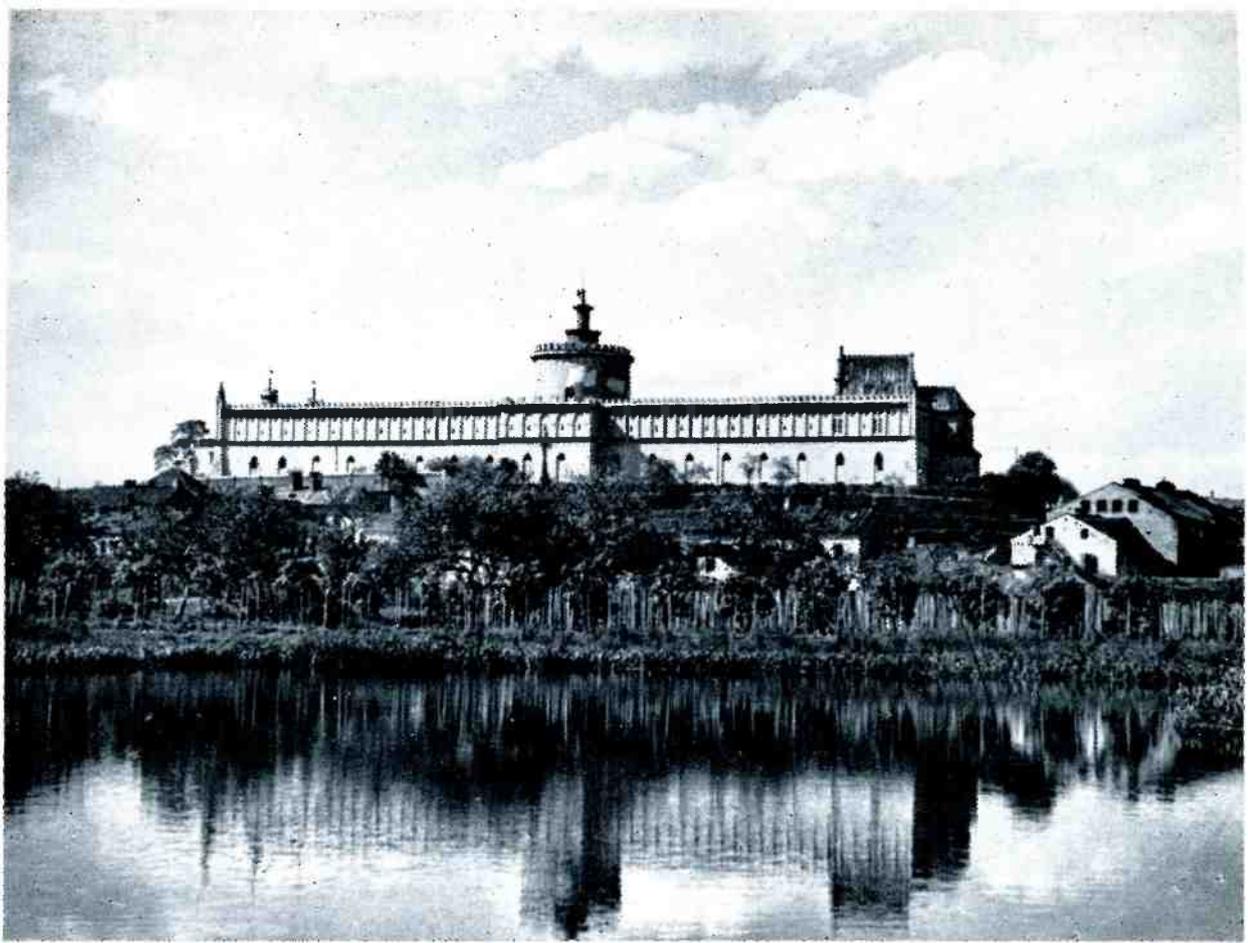
Bürgern Lublins und Wilnas ja schon vor der Privilegierung 1383 bestanden haben müssen. Vieh aus den ruthenischen Ländern, Pelze und Wachs aus Litauen, andere Rohstoffe und Halbfabrikate wie Baumwolle, Flachs usw., Textilien meist aus dem Westen, Fertigwaren aller Art wurden auf den Lubliner Jahrmärkten angeboten und verhandelt. Dank ihrer günstigen Lage wurde die Stadt mit der Zeit ein Mittelpunkt des Binnenhandels und stellte für Lemberg eine ernste Konkurrenz dar. Fest steht, daß Lemberg später im 16. Jahrhundert in beständigem Streit mit Lublin lag, ja daß es den Kaufleuten aus der Türkei und aus Wolhynien einfach verbot, die Lubliner Jahrmärkte zu besuchen. Schon am 5. Januar 1450 hatte aber Kasimir IV. es den aus Ruthenien nach Großpolen oder Breslau ziehenden Kaufleuten zur Pflicht gemacht, Lublin zu berühren.

Das erste Privileg für die berühmten Jahrmärkte haben wir vom 1. Juli 1392, an dem Ladislaus Jagiello in Lublin einen sechzehntägigen Jahrmarkt zu Pfingsten festsetzt, während charakteristisch für die im 15. Jahrhundert steigende Wichtigkeit der Stadt die Bestimmung König Kasimirs von 1448 ist, daß nun vier Jahrmärkte stattfinden sollen. Daß Lublin im 17. Jahrhundert stark an Bedeutung verlor, zeigt der Rückgang der Zahl der Märkte auf drei und schließlich deren Verlegung in andere Orte.

Wie steht es nun mit dem Anteil der Deutschen an dieser Entwicklung der Stadt? Oben konnte bereits als Voraussetzung dafür ihre Neugründung zu deutschem Recht herausgestellt werden, und die polnischen Forscher stimmen mit uns vollkommen in der Hervorhebung der Tatsache überein, daß die Blüte Lublins durch die aus Deutschland herbeigeholten Bürger, vor allem zunächst durch Kaufleute bedingt wurde. Die Lubliner Kaufleute, die im 14. und 15. Jahrhundert in anderen Städten zu treffen sind, tragen ausschließlich deutsche Namen. Wir brauchen hier auf die Schwierigkeiten der Namensinterpretation nicht einzugehen, geben doch selbst polnische Forscher die Verbalhornung der deutschen Namen unter den Händen der Schreiber offen zu (Wadowski: „a nazwiska ich do niepoznania zostały przeksztalcone: Ihre Namen wurden zur Unkenntlichkeit verändert!). Es bezeichnen auch polnische Namen damals nur in den seltensten Fällen bei Großkaufleuten wirklich Polen. Da wird aus einem Matthias de Thraken ein Troczyky, aus Kielhau Kilowsky usw. Jedenfalls begegnet uns sogleich mit dem Einsetzen der Quellenüberlieferung eine Menge von deutschen Namen und Einzeltatsachen, die vollauf berechtigen, zum Ausgang des Mittelalters für die Stadt ein ausgesprochen deutsches Gepräge anzunehmen. (Für Lublin sind leider die ältesten und wichtigsten Quellen von den Russen während des ersten Weltkrieges verschleppt und nie wieder zurückgegeben worden, so daß nur einige kärgliche Auszüge Kunde von dieser für das Deutschtum Lublins so wichtigen Periode des 15. Jahrhunderts geben.)

Der schnelle Aufstieg der deutschen Kaufmannsschicht barg für die Erhaltung ihres Deutschtums gewaltige Gefahren. Dem Mittelalter sind Begriffe der Neuzeit wie „nationalbewußt“, „volksbewußt“ nicht wie uns gegeben. So ist es zu verstehen, daß gerade einflußreiche Familien zum polnischen Volkstum hinüberwechseln. Die Brücke dazu bildete der Eintritt in den Adelsstand. Für Lublin sind wieder nur wenig Unterlagen aus Prozessen für den Adelsnachweis vorhanden, aber sie sprechen eindeutig. Wer möchte z. B. in dem 1436 seinen Adel nachweisenden Johannes Kyłowsky den Nachkommen des 1408 genannten Nicolaus Kilhaw (Kielhau) erkennen! Solche Fälle häufen sich. Schon die zweite Generation deutscher Kaufleute versuchte oft, ihr Geld in Grundbesitz anzulegen. Damit war der Übergang in den polnischen Adelsstand gegeben. Auch Heiraten zwischen dem Adel und dem reichen Bürgertum waren häufig. Im ganzen jedoch gelten übereinstimmend mit polnischen Forschungen Krakau, Sandez und Lublin als Brennpunkte für die Ausstrahlung deutscher kolonisatorischer Kraft, die leider nicht immer als deutsch-völkische Substanz erhalten blieb.

Der deutsche Einfluß in Lublin prägte sich am stärksten aus in der Rolle, die deutsche Bürger in der Stadtverwaltung spielten. Die Erbvogtei blieb von der Lokation von 1317 ab bis zu ihrem Verkauf an die Stadt 1504 in deutscher Hand. Da die Vögte meist Krakauer Bürger waren, oft auch mehrere Vogteien verwalteten, konnten sie ihren vielfältigen Aufgaben — lag doch fast die gesamte Gerichtsbarkeit bei ihnen — nicht immer nachkommen, so daß die Stadt Interesse hatte, über dieses wichtige Amt selbst zu verfügen.



PIASTEN
SCHLOSS IN
LUBLIN MIT
TURM UND
TRINITATIS-
KAPELLE

Obwohl wegen der Kürze des Überblicks, der hier gegeben werden kann, Einzelheiten unberücksichtigt bleiben müssen, ist noch der städtische Rat als besondere Einflußzone des deutschen Bürgertums anzuführen. 1377 wird er erstmalig erwähnt, jedoch ohne Namen. 1408 sind anlässlich der Bekanntgabe von Strafen für verschiedene Delikte von vier Genannten mindestens zwei als Deutsche sicher auszumachen, Nicolaus Kilhaw und Matthias Troczky (aus Thraken!), 1460 aber von zwölf Genannten zehn. Jeder von den „neuen“ oder „sitzenden“ Räten (im Gegensatz zu den „alten“ in hauptsächlich beratender Funktion) übte ein Jahr lang das Amt des Bürgermeisters aus. Die Räte wählten zunächst auch die sieben Schöffen, ihre Bedeutung ist also erheblich. Man kann leicht ermessen, daß durch einen im wesentlichen Deutsche umfassenden Rat auch der Charakter der ganzen Stadt entscheidend beeinflußt wurde.

Nach der obigen Schilderung der Rolle Lublins im Handel wäre eine entsprechende Stellung in politischer Beziehung keine Überraschung. Tatsächlich hob sich die Bedeutung der Stadt unter den Jagiellonen ganz gewaltig. Oft weilte in ihr Ladislaus Jagiello, der ja schon 1383 durch sein Handelsprivileg für die Lubliner Bürger auf litauischem Gebiet sein Interesse an der Stadt bewiesen hatte. 1386 kamen hier die polnischen und litauischen Großen in Anwesenheit desselben Fürsten, der nach Krakau zur Krönung fuhr, zusammen. Lublin fiel also dank seiner Lage eine hervorragende Rolle in der Entwicklung der Beziehungen zwischen Polen und Litauen zu, die zur Personalunion über beide Länder durch die Heirat Jagiellos mit der Tochter des 1382 gestorbenen Königs Ludwig von Ungarn und Polen führten. Ladislaus war dann als König um die bauliche Gestaltung Lublins besonders bemüht. Seinen Sieg über den Deutschen Orden bei Tannenberg-Grünwald wollte er mit einem zu Ehren der 1373 verstorbenen hl. Brigitte, die seinen Sieg vorher verkündet haben sollte, in Lublin gestifteten Kloster feiern. Trotz des Widerstandes der deutschen Bürgerschaft mußte der Plan durchgeführt werden. Ein Gut des Lubliner Bürgers Peter Czigelstricher wurde vom König aufgekauft und dem Kloster geschenkt. Es wirkt aber sehr eigenartig, wenn der Historiker Długosch nach Schilderung der großen Schwierigkeiten, Mönche und Nonnen zur Besetzung des Klosters zu finden, schließlich zugibt, daß mit vieler Mühe endlich nur Deutsche aus dem Danziger Brigittenkloster gefunden werden konnten, deren erste Vorsteher Johannes Hellwasser (Helwoszer), dann Stefan Hollant und Nicolaus Husbrant waren. Es ist bezeichnend für die deutsche Stellung im damaligen polnischen Reich, daß selbst für diese durch den König beabsichtigte Glorifikation des immer wieder von der polnischen Geschichtsschreibung herausgestellten Erfolges die polnischen Mittel völlig versagten.



LUBLINER STADTBILDER AUS DEM ANFANG DES 19. JAHRHUNDERTS

Bei dieser besonderen Förderung Lublins durch die Jagiellonen war es nicht verwunderlich, daß vom Jahr 1448 ab, in dem erstmalig die Vertreter der Krone und Litauens sich hier versammelten, die Stadt nun öfters zum Ort gemeinsamer Beratungen gewählt wurde, wozu nicht zuletzt ihre Lage im Gesamtkomplex der beiden Staaten beigetragen haben dürfte. Diese Position brachte Lublin, das kann ohne Übertreibung gesagt werden, in der zweiten Hälfte des 15. und durch einen großen Teil des 16. Jahrhunderts eine Stellung ein, die der gleich, die Warschau in der Folge einnehmen sollte. Das 15. und 16. Jahrhundert war die große Zeit der Stadt, und bis 1500 zumindest war ihr Charakter überwiegend deutsch. An der Universität Krakau waren im 15. Jahrhundert 46 Studenten aus Lublin immatrikuliert, deren Namen allerdings ihre Volkszugehörigkeit vielfach nicht erkennen lassen. Soweit sie bestimmbar sind, ergeben sich 67% als Deutsche, ein Satz, der eher noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben dürfte. Im 16. Jahrhundert verlor das auch jetzt immer noch zuströmende Deutschtum (es seien hier nur die wahrscheinlich aus Danzig stammenden Lemke erwähnt) zwar stark durch Polonisierung, aber wie die jetzt einflußreichen Zünfte in ihrer Zusammensetzung zeigen, blieb das deutsche Element für den Gesamtcharakter der Stadt stets ein wesentlicher Faktor.



LINKE SEITE ALTER MARKT, RECHTE SEITE KRAKAUER VORSTADT

1474 war Lublin zur Hauptstadt einer neuen Woiwodschaft erhoben worden. Häufige politisch mehr oder weniger bedeutsame Versammlungen mußten der Bevölkerung durch die Beherbergung anspruchsvoller Gäste, durch höheren Bedarf an handwerklichen Produkten usw. erhebliche Vorteile bringen. Schon bald war man um eine ausreichende Versorgung der Stadt mit Wasser bemüht. Am 21. Juni 1471 hören wir zum erstenmal davon, und 1506 wird mit dem „Magister canalium“ Jan und seinem Genossen Lukas aus Neu-Sandez von den Räten, den Zunftmeistern und der ganzen Bürgerschaft ein Vertrag geschlossen über die Erbauung einer Wasserzuführung vom Fluß Bystrzyca her. Da jedoch auch in späteren Jahren (1514, 1527 usw.) die Diskussion darüber nicht aufhört, ist damit zu rechnen, daß das Projekt wohl nur langsam durchgeführt wurde. Alle Zeichen deuten jedenfalls auf ein blühendes handwerkliches Leben in Lublin im 16. Jahrhundert hin, zu dessen Entwicklung die oben angedeuteten politischen Tagungen stark beitragen mußten. Viele Gewerbe finden wir schon in den von Ulanowski besorgten Auszügen aus den ältesten Stadtbüchern des 15. Jahrhunderts erwähnt, die meisten aber doch erst im 16. Jahrhundert. Die aus dem Westen kommenden, vorwiegend deutschen Handwerker spielten nun, das läßt sich auch mit dem erhaltenen Quellenmaterial einwandfrei belegen.

eine außerordentliche Rolle. Aus Krakau zogen viele zu, wie überhaupt zwischen Lublin und der Krönungsstadt Polens recht enge Beziehungen bestanden.

Die neuen Bürger mußten einen Eid ablegen, dem Stadtrat treu und gehorsam zu sein in allen Nöten, vor allem mußten sie auch militärische Dienste leisten und im Krieg und Frieden Mauer und Tore bewachen. So hatten die Tuchmacher im 15. und 16. Jahrhundert das Burgtor zu hüten.

Wir sehen also, wie die Stadt als Gemeinwesen dem einzelnen zum Teil erhebliche Pflichten aufbürdete. Solche Vorsichtsmaßregeln militärischer Art waren nur zu gerechtfertigt, blieb doch Lublin durch seine Lage immer wieder feindlichen Einfällen aus dem Osten ausgesetzt. Nachdem die Stadt 1491 durch ein gewaltiges Feuer heimgesucht worden war, entging sie 1499 einem Überfall durch die Tataren nur knapp, erlitt aber schon im folgenden Jahr durch diese Horden schweren Schaden.

Der bedeutendste politische Akt, der sich mit dem Namen Lublins verbindet, war der Abschluß der Union zwischen Polen und Litauen auf dem bereits zum 23. Dezember 1568 einberufenen, erst am 10. Januar 1569 feierlich mit der Begrüßung König Sigismund Augusts, des letzten Jagiellonen, durch den Marschall eröffneten Reichstag. Am 1. Juli 1569 nahmen die Litauer den polnischen Unionsentwurf an.

Mit dem Aussterben der Jagiellonen geht auch Lublins Bedeutung stark zurück. Zwar kommt der Stadt als Sitz des durch König Stephan Bathory 1578 eingerichteten königlichen Obersten Gerichtshofs für Kleinpolen, des Tribunals, auch in Zukunft stets ein gewisses Ansehen zu, aber infolge Verlagerung des Handels, bedingt durch die wachsende Bedeutung des Getreideexportes, kann sie mit dem immer stärker emporkommenden Warschau bald nicht mehr konkurrieren.

Trotz dieses Rückgangs der politischen Bedeutung der Stadt blieb sie laufend ein Ziel deutscher Einwanderer, vor allem, seit mit der Reformation hier Calvinisten, Arianer und Lutheraner Zuflucht gefunden hatten. Ein Zeichen für die Bedeutung der protestantischen Deutschen in Lublin ist die Tätigkeit des Valentin Schmalz, der am 12. Mai 1572 zu Gotha in Thüringen geboren worden war, nach langen Wanderungen 1592 in Polen ankam und 1598 in die Lubliner Gemeinde berufen wurde. Die bedeutendsten Mitglieder der Protestanten in der zweiten Hälfte des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts waren Ärzte, Goldschmiede und Handwerker. Es kann überhaupt seit Beginn des 17. Jahrhunderts eine zunächst schwache neue Einwandererwelle in Lublin festgestellt werden, die nach den Hemmnissen durch die Pest von 1625 und 1629 und die religiösen Unruhen der Jahre 1627/28, deren Anstiftung vor allem den Jesuiten zuzuschreiben war, immer kräftiger wird. Die freie Geisteshaltung in Lublin war es also nicht mehr, die einen Anreiz zur Zuwanderung bildete, sondern der Drang, fern von den Greueln des Dreißigjährigen Krieges im Osten eine neue Heimat zu finden.

Das gerade aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als einziges erhaltene Lubliner Bürgerbuch zeigt für die Zeit von 1605—1626 siebenhundertfünfundfünfzig Neubürger auf, wo außer Polen und Deutschen alle möglichen Nationen vertreten sind. Aber unter den westlichen Herkunftsländern steht das Deutsche Reich mit 50 bei weitem an der Spitze. Unter Berücksichtigung aller für deutsche Abstammung in Frage kommenden Faktoren wird man von den Neubürgern der Jahre 1605—1626 sogar über hundert, also mindestens 13,4%, als Deutsche bezeichnen können.

Wenn sich auch viele deutsche protestantische Bürger, die wohl zahlenmäßig den Katholiken zunächst gleichkamen, verpflichtet mußten, binnen Jahresfrist katholisch zu werden, so dürfte sich doch eine evangelische Gemeinde trotz aller Anfeindungen dauernd gehalten haben. Allerdings mußte der Gottesdienst zeitweise in den Nachbarorten Belzyce und Piaski besucht werden. Piaski erhielt davon später den Namen Piaski Luterskie, lutherisches Piaski. Kalviner- und Arianergemeinden sind jedenfalls von 1550 an in Lublin nachweisbar, in Belzyce Kalviner, in Piaski Kalviner und Lutheraner. Ihre Bemühungen galten vor allem auch der Hebung des Schulwesens.

Auffallend viele von den Lubliner Handwerkern der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren Goldschmiede. Unter ihnen befanden sich, wie das ab 1580 erhaltene Zunftbuch zeigt, recht viele Deutsche. Einige Namen als Beispiele: Jakob Demens oder Dimens, Nikiel (Nikolaus) Dickman (auch

Drickman!), Stanislaus Eger, Augustin Giercke, Thomas von der Hellen, Jakob Hogreff usw. usw. Die Goldschmiede saßen in einer vom Alten Markt abgehenden Gasse, der „Gülden Gasse“.

In dem eben geschilderten Handwerk wie auch in den übrigen waren die Deutschen genau so ausschlaggebend wie in Stadtverwaltung und Handel. Es ist daher nicht verwunderlich, daß eine Reihe handwerklicher Ausdrücke aus dem Deutschen übernommen wurde, z. B.: Winkelhaka, szrubstak (Schraubstock), cwangaiza (Zwangeisen), auflaga usw.

Neben dem überragenden Anteil der Deutschen an der Blüte des Handwerks sei wegen seiner großen Bedeutung auf den Arztberuf hingewiesen. In der Zeit vom 16.—18. Jahrhundert finden wir überwiegend deutsche, einige wenige italienische und allerdings eine Reihe jüdischer Ärzte.

Die Feldschere, für die Erhaltung der Volksgesundheit ebenfalls von erheblicher Bedeutung, erhielten 1597 in lateinischer Sprache ihr Statut, wobei als Älteste die Deutschen Michael Lantmesser, Elias Lantmesser, Mathias Elerholcz und ein Pole genannt werden.

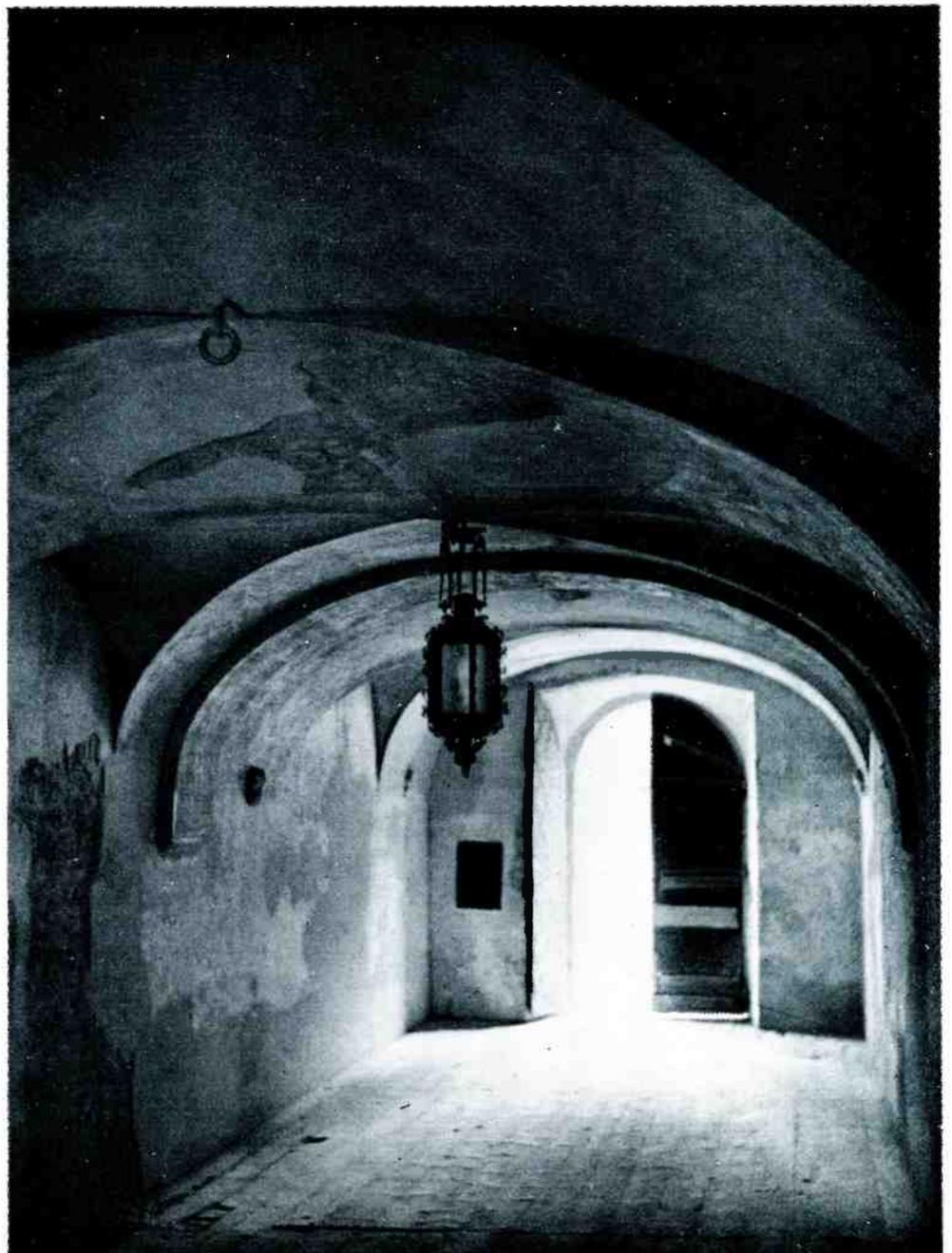
Um sich von der wirklichen Lage der Stadt im 17. Jahrhundert ein richtiges Bild machen zu können, muß man sich vor Augen halten, daß die Pest sie nicht nur 1625 und 1629 heimsuchte, sondern auch 1635, 1652, 1657 und 1695.

Die schwersten Prüfungen wurden Lublin in den zahlreichen Kriegen auferlegt, die die Schwedenkönige zur Erlangung der polnischen Krone führten. Dazu kamen Russenkriege und vor allem die Einfälle der Kosaken unter Führung ihres Hetmans Bohdan Chmielnicki.

HAUSFLUR IN DER LUBLINER ALTSTADT

Wie wechselvoll die Geschehnisse der Stadt im einzelnen waren, möge nur die Aufzählung der Reihenfolge der Besetzungen weniger Jahre erläutern: Im Oktober 1655 wurde sie von Kosaken und Russen, die von Lemberg herkamen und unter Befehl des Generals Peter Iwanowitsch standen, eingenommen und hatte schlimm zu leiden. Im November wurde Lublin für einige Zeit von den Schweden besetzt, seit Ende Juli 1656 befanden sich polnische Truppen hier, Mitte April 1657 schließlich ungarische unter dem Obersten Stanislawski, einem Parteigänger des seit Dezember 1656 mit den Schweden verbündeten Fürsten Rákóczy von Siebenbürgen.

Von dem Angriff der Kosaken und Russen auf Lublin vom



Oktober 1655 ist uns die gedruckte Flugschrift eines mit den Verhältnissen der Stadt sehr vertrauten Lubliner Kaufmanns, eines protestantischen Deutschen, erhalten, die 1655 in erster Auflage, dann 1656 neu erschien. Die in deutscher Sprache niedergeschriebene Schilderung ist ebenso lebendig wie bezeichnend für die damaligen Verhältnisse:

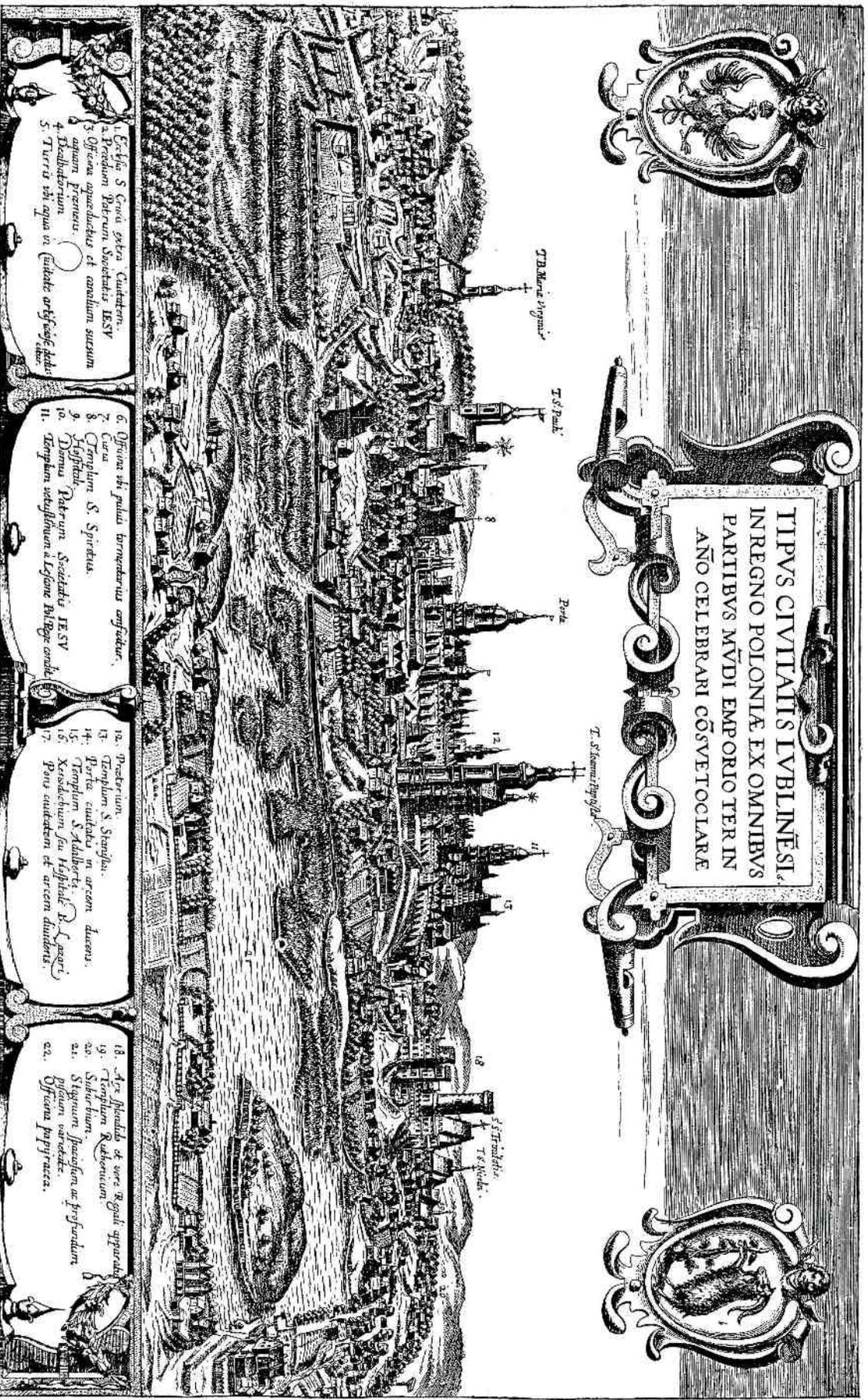
»Relation oder außführliche Beschreibung von der jämmerlichen und erbärmlichen Verstörung und Einäscherung, so bei Eroberung der schönen Stadt Lublien von den Moscowitern und Cosacken barbarischer Weise verübet worden, anno 1656«

»Nachdem den 11./21. Octobris (1655) schreckenbringende Zeitungen bey uns ankommen, hat doch niemand für rathsamb bedünckt von hier zu ziehen, sintemaln es auch vom Schloß und Rathhause verboten war, auch das geringste von hier wegzuführen. Den 12. kamen 2 Kauffleuth von Zamosc mit keinen anderen Zeitungen, dann daß die Cosacken 2, 3, 4 Meilen von Zamosc partheyweise in 300—400 starck sich bewiesen, auch viel Volck und Vich mit sich weggetrieben. Den 13. umb Glock 9 kompt die Post von Zamosc, so mündlich gesagt, daß Zamosc geschlossen, und er (der Postbote) hinter ihm große unterschiedene Feuer gesehen. In den Brieffen ward aber nichts davon gemeldet, daher wir zimlich bestürzt; sind darauff 3 diverse Postreuter außgesandt, auch den 14. unterschiedene Partheyen in 9—10 Pferden außgeritten, von deren jeder Theilen etliche wieder kommen mit der Zeitung, daß die andern von ihnen theils nider gemacht, theils gefangen von den Cosacken. Wir haben sie aber nur vor Hulda istwo (liederliches Gesindel) angesehen. — Den 15. mit anbrechendem Tage sahe man ein groß Kriegsheer im Feld — so unfern von der Stat etliche Häuser ansteckten —, so man auff 10,000 Mann geschätzt, auß denen dann bald — sonderlich und am meisten Cosacken —, auff die Crackauische Vorstatt, am heftigsten aber auff die Judenstatt, sich bloß auff plündern begaben, die Statt-Bürger sind bald auff gewesen. die Mawren und Thore besetzt; weil aber selber zu defendiren gegen solchem Feind unmöglich war, wegen der elenden Mawren, ist bald eine weiße Fahne außgehangen, bald darauff Gesanten, alß: Edelleuth Herr Franc Bodczynsky, Herr Pomatowsky Poborca (Rentmeister von Lublin), ein Jesuiter, auch 2 Bürger, an sie gesant umb Gnade zu bitten — den Jesuiter haben die Cosacken bald auff Hembd außgezogen —; welche dann von dem Kriegsvolck mit einem solchen Geschrey empfangen, daß sie auch kaum lebendig zu dem General (Peter Ivanovic) kommen, bey welchem sie sich biß späten Abend auffgehalten. Etlich jung Teutsch Volck sind unterdeß außgefallen, in der erst sich tapffer gehalten, hernach aber von der großen Mänge übermanned, theils nach ihrer barbarischen Arth nider gemacht, etliche wenige durch Hülff und Erbarmung eines Churländischen Obersten, so darüber kommen, beym Leben erhalten. Gegen Abend kamen unsere Gesanten wieder, sagende, der Feind begehre nichts mehr dann aller Geistlichen und Edelleuth Schätze, auch die versetzten, und dann daß man dem Großfürsten (dem Zaren Alexei Michajlovie) huldigen und schweren soll; sind darauff von beyden Seiten Geisel biß auff morgenden Tag gegeben, da man dann erfahren, daß 2 Kriegsheer sind, ein Moscovitisch und ein Cosackisch, bestehende in 6000, und wie andere sagten, — dann hierin kamen sie nicht überein—, 12,000—15,000 starck, wiewol eine große Menge Lublin vorbeß biß an die Weixel gangen, umb den Flüchtigen den Weg zu verhawen; wie ihnen dann ihr Anschlag nicht gerewet, dann sie viel Edel- und ander Leuthe, so viel Gelt bey sich gehabt, überfallen. — Ein Bürger von hier, Heubsky, hat allein über 30,000 Gulden an Baarschafft bey sich gehabt, und hat man seinen Leichnam hier begraben. Fraw und Tochter sind kaum mit dem Leben zurückgekommen. Bey den Flüchtigen haben sie auff eine Million oder 2 bekommen, allein an Baarschafften, indem sie so unvermuthliche alle Orther biß an die Weixel besetzt, und doch der Lublinische Adel oder Pospolite Russinie, so sich nur eine Meile von Lublin den Weg nach Zamosc zu gesetzt, nicht antroffen, wiewol bloß auff selbe ihr Absehen gewesen, und haben sie ihre Spionen hier gehabt, von denen sie alles gewust, — auch wie sie hernach bekannt, von einem Begräbnuß, so einer vornehmen Matronen unsers Glaubens den 10. in Piask, 4 Meilen von hier, gehalten. Weil dann damal eine große Anzahl unser Bürger hingefahren war, haben sie uns wollen überfallen; nur dieses hat sie auffgehalten, daß die Woywodtschaft sich noch nicht versanlet hatte, und sie nicht ehe sich weisen wolte, biß sie bey einander, und sie uff einmal alle in ihre Hände kämen. — Den 16. sind die Edel-, auch unterschiedliche Ordensleuthe des Raths und etliche Bürger hinaußgegangen, den Eyd zu thun, (General Ivanovic) hat ihn überhören wollen in seinem Lager nicht allein, sondern auch hernach auff der Brücken vor dem Statthor, welches man ihm dann zuvor öffnen muste. Man kan leichtlich dencken, wie uns zu Muth gewesen, solch einem Feind das Thor auffzumachen, in dem uns die Wilda (Zerstörung Wilnas) ein gut Exempel war —, da er dann wieder durchaus alle jüdische, adeliche und geistliche Güter begehret, auch das heilige Creutz, so bey den Dominicanern ein Reliquie ist, und sie aberglaubisch hier davor gehalten haben, daß es keineswegs aus dieser Statt sich führen oder theilen lasse.

Der Woywoda, als General über die Moscovitische Armeec, Namens Peter Ivanovitz, gieng darauff auff das Thor, wo er zwei Stück (Geschütze) gefunden, welche er alsbald nebenst noch einem — hette man die andern nicht auff die Seite gebracht, hette er sie alle haben wollen —, ihm herauß führen lassen; sind auch selbigen Tag etliche Wagen voll der jüdischen köstlichen Wahren hinauß geführet, von der Statt hernach begehret, erstlich 300,000 Gulden, und solches über alles vorher begehrete; 2. Etliche Wagen voll Sammet, Atlaß und andern Seidenwahren; 3. Allerhand, als Engelländische, Holländische und Packlacken, 1000 Stück; 4. Etliche Wagen mit Gewürtz, 60 Pfund China, 60 Pfund Rhebarbarum; 5. Alle Gewehr auß der Statt; 6. Alle Juden, welche sie nieder machen wollen, und war ein ziemlich Spectacul, da man sie wie die Schaaf, jung und alt, auß den Häusern, darinnen sie sich auß der Judenstatt bey uns salviret und versteckt hatten, hintrieb als zur Schlachtbank mit einem erbärmlichen Geheul; es ist ihnen aber das Leben hernach erbeten.

Nach abgelegtem Eyd, in welchem unzehlich Tituls, sowol des Großfürsten als dessen Gemahlin, auch ihre Kinder, die sie haben, — ich glaub auch die, so sie nicht haben, dann ihrer über 30 genennet wurden —, gab er auß 60 Moscovitische Musquetirer zur Besatzung, nahm sie aber hernach wieder weg, und zog darauff wieder in sein Lager, hinterlassend den Chur-

TIPVS CIVITATIS LVBLINĒSI,
 IN REGNO POLONIAE EX OMNIBVS
 PARTIBVS MVDI EMPORIO TER IN
 ANO CELEBRARI CŌSVETOCIARE



1. Ecclesia S. Godefridi, Civitatis.
2. Praedictum Robertum, Societatis IESV.
3. Officium apud lectus et canalium suorum aquam praevenit.
4. Isidororum.
5. Turris ubi aqua in Civitate artificiosè habet.
6. Officium ubi pulvis brunerarius conficitur.
7. Curia.
8. Templum S. Spiritus.
9. Hospitium.
10. Domus Patrum Societatis IESV.
11. Templum vestimentum à Legione Polonica.
12. Praedictum.
13. Templum S. Stanislae.
14. Porta civitatis in arcem ducens.
15. Templum S. Adalberti.
16. Mercatorum seu Hospitium B. Casarii.
17. Pons civitatis et arcem dividens.
18. Arcus, abbas et vice Regis apud.
19. Templum Rubenorum.
20. Suburbium.
21. Signum, signum ac profundum piscium, varietate.
22. Officium papyracea.

1. Kirche zum Hl. Kreuz, außerhalb der Stadt, 1607 erbaut an Stelle einer schon im 16. Jahrhundert erwähnten hölzernen Kapelle (am linken Bildrand). 2. Landgut (Vorwerk), den Jesuiten gehörend (ebenfalls am linken Bildrand unter 1). 3. Haus für die Wasserleitungen zur Stadt. 4. Bleiche für die Leinwand. 5. Wasserritzum. 6. Pulvermühle. 7. Edelhof (ehemals Palast der Sobieski). 8. Kirche zum Hl. Geist (im Jahr 1342 gegründet, 1419 durch Feuer zerstört, Spitzkirche bis 1834). 9. Hospital (ebenfalls 1342 begründet). 10. Jesuitenkolleg (1582 errichtet). 11. Kirche zum Hl. Michael, eine der ältesten Kirchen der Stadt (vgl. Text). 12. Rathaus. 13. St. Stanislaus-Kirche (1342 durch Kasimir den Großen für die Dominikaner erbaut). 14. Burgrhof (führt zur Burg; das Krakauer Tor ist im Bild bezeichnet als Porta). 15. St. Adalbert-Kirche. 16. Hospital zum Hl. Lazarus. 17. Brücke, die von der Stadt zur Burg führt. 18. Das königliche Schloß. 19. Die Russische Kirche (schon im 15. Jahrhundert bestehend). 20. Die Vorstadt Kalinowskerzyzna. 21. Der große am Fischreiher See. 22. Papiermühle (am rechten Bildrand in Höhe der Insel).

ländischen Obersten, auch einen Pomrischen Major, — er war wohl ein rechter Maximinus, dann ihm nit viel Guts auß den Augen sahe. Die berichteten, daß wann sie nit so viel Teutsche gesehen, die Statt nit verschonet were, machten uns ihre Affection groß und rechneten sie hernach thewer an. Unterdessen, ob wir ihm schon gehuldiget und so viel an allerhand Wahren und Verehrungen hinaußgesandt, der Woywode von uns auch abzuziehen und ein Schutz vor die Cosacken zu seyn sich erbotten, war uns doch der Untergang näher vor Augen als die Erhaltung, indem wir nichts als Feindliches von ihnen sahen, weil sie in den Vorstädten die Leuthe nach ihrer barbarischen Weise tödteten, so viel reiche Güter wegschleppten, indem sich die Cosacken auff Mawern und Thor drengeten, uns aber verboten war nicht zu schießen, auch nicht mit Steinen sie abzuhalten. — Unmöglich war es so viel Gelt zu wege bringen, und war auch kein ander Mittel als solches, das uns erhalten könne dessen sie uns dennoch nur versicherten, da sie den 16. mit angehender Nacht ein solch Feuer auß der Judenkirch — in welcher unzehlich viel Juden sind gewesen —, von dero Statt uns angezündet, so selbige Nacht und folgenden 17. — war der Sonntag —, gebrant biß an den Abend, da sie dannoch zu mehrer Versicherung wieder das Schloß angezündet, worauß, weil es nahe an der Statt, und höltzerne Häuser vom selben biß an die Statt continue gebrannt, leicht hette die Statt mit angesteckt können werden, wann man nit die Moscovitische Besatzung bestochen, welche herauß gefallen und selbe Häuser nidergerissen. Man hat nicht sonder Erbarmen können hinab sehen in die Judenstatt, die verübte Tyranny, daher das Heulen, das jämmerliche, immerwehrende Feuer — so über 6 Tag gewehret —, entstanden; ohn einigen Respect, daß man sich schon untergeben, wen sie lebendig auff der Vorstatt antroffen haben, sind die ganze Zeit über biß auff die letzte Stunde ihres Abreisens entweder bald nider gemacht, oder zum wenigsten die Kleider abgezogen und hernach umb ein liederliches verkaufft: ein paar Stieffel vor ein Stück Toback; die Juristen verkaufften sie am wolfeisten, und waren ihrer viel, so sie auf dem Feld angetroffen, und gaben sie umbsonst weg, dann sie eben auff Cosackisch reden und sie zum Mitleiden überredet haben. In daz Closter S. Brigitt sind viel Leuth geflohen, so sich lang gewehret, aber nach dem kein Succurs kommen, endlich alle nider gemacht und haben eine Grube — es waren aber ihrer viel —, worin 100 gelegen. Etliche Nonnen haben sie getödtet, etliche weggeführt, etliche verkaufft. Ebenso ist es gewesen bey den Bernhardinern *utriusque sexus*, nur daß hier nicht so viel erschlagen sind. Die Kirchen sind bey allen, auch den Carmeliten *utriusque sexus* sehr verdorben und ruinirt, nur daß hier keine nider gemacht, auch keine Schätze, wie in den andern, die nichts außgeführt hatten, gefunden. In der Statt ist den 18. bald ein Mangel an Victualien, sonderlich an Brod und Wasser, entstanden, daß unmöglich war in der Statt zu bleiben und den Feind davor zu leiden, ob schon den Cosacken unterschiedene Sachen umb ein geringes an uns über die Mawern verkaufften: ein Ochß um 5 Gulden, ein vierthel Butter umb 50 Groschen u. s. w. So oft unsere Gesanten in ihr Läger giengen, kamen sie nicht sonder Vertauschung ihrer Kleider, vor welche sie Peltz bekommen. Den 20. ist ihnen hinaußgebracht die Contentation alles dessen, was man hat können zu wege bringen, worauff der Woywoda selbst in die Statt kommen, hernach mit allen Volck von der Statt abgezogen, eine oder zwey Meilen nach der Weixel zu. Zum letzten im Wegreisen zündet er die Crackauische Vorstatt an. Den 21. ward öffentlich außgeblasen, daß so viel Adelichen als Geistlichen und Juden unter Jurisdiction deß Bürgermeisters von Lublin — möchte nun Ruin heißen —, seyn soll, und den 22. ward der Rath abgesetzt, und blieben nur 2 von ihnen, zu denen dann erwehlet worden 2 Reußen, 2 Edelleuth. — Selben Tag gegen Abend kam die Armee zurück und zog die Statt vorbey nach Crasnoslaw (Krasnystaw) zu. Der Woywoda kam noch selbigen Abend in die Statt, begehrt das heilige Creutz von den Dominicanern, dessen ihm die Münche, wiewol nur einen Theil darvon, — dann er ihnen die größte Helffte abgeschnitten und gelassen, — auch musten willfahren, wiewol nicht ohne große Bestürzung deß gemeinen Volcks, so in diesem Wahn gewesen, daß es ehe alle Feinde umbringen, dann sich wegführen wird lassen; haben aber nichts als wehklagen können. Ist hernach auß der Statt gangen und etliche mitgenommen theils aus Zwang, theils aus freywilliger Desperation; die sind hernach so arg geworden, wie die Cosacken selbst. Etliche seynd *vestigis quorundam* erschreckt und zurückkommen, ist aber nach ihm geschickt, die ihm dann etliche Meilen nachgesandt, daher er sich hoch erbotten, der Stadt in allem guten bey dem Großfürsten zu gedencken, und hat noch befehlen lassen, zwey von den Dissidenten in Rath zu nehmen, deßwegen dann ein adelicher Burgermeister, nachdem er 2 Tag, eine Nacht und etliche Stund regieret, abgesetzt und an dessen Stell 2 Reformirten erwehlet, wiewol wider ihren Willen. Anbelanget die Contentation, derer oben gedacht, so ist zu wissen, daß sie zimlichen, fast unschätzbaren Schatz bekommen. An Seidenwahren haben sie können netto 58000 Gulden, so ihnen angerechnet vor 75000 Gulden, an Tuch haben sie auch vor 60000 Gulden, an barem Geld 20000 Gulden, an allerhand Silber und Goldwerck auch 30000 Gulden, ohne was die Kirchenschätze gewesen sind; im gleichen an Wein und Gewürtz — habe alles noch nit netto erfahren können; — aber diß ist alles nicht zu rechnen gegen den Schatz, so sie aus den Vorstädten, sonderlich der Juden-Statt: 600 ausserlesene Pferd, 50 Kalessen, 20 Reitwagen bekommen. Bey dem Jüdischen Doctor Daniel allein an Gold und Silber 100000 Gulden. Was ist bey andern: uber 2000 Pferd, und sind viel Fuhrleuth zu Schaden kommen — Niewiecky ist niedergehawen —, welche schon alle Fuhr bedungen. Anderer schätzbaren Sachen zu geschweigen; ist im übrigen schwer zu urtheilen, ob die Summa der Güter, so sie mitgenommen, nicht weiche dem Schaden, so man rechnet an denen Sachen, die sie mitführen und deßwegen gantz verdorben haben, als an Abbrennung der jüdischen Statt, Ruinirung vieler schönen Kirchen und anderer Sachen. Doctor Angelus, der *discalceatus* (Barfußermönch) ist von ihnen im Feld ertappet und an uns vor 200 Gulden verkaufft, Doctor Hilarius S. Josepho im Closter erschlagen, ein ander Münch fast todt gepeiniget, viel Münche, so entwichen, von denen man nichts höret, ob sie entgangen. Herr Dorius und Herr Komer, in 20 Pferd starck, haben mit genawer Noth ihr Leben errettet. Es ist unter die Leuth eine große Forcht kommen, dahero viel entschlossen sind, an einen andern Orth lieber zu betteln. dann hier zu leben und nur den Undanck zu haben oder die Besorgung, daß sie noch einmals solche Noth übertreffen soll, den Feind nur zu sehen; so tyrannisch ist er mit Brennen und Tödtten. — Sie wusten mit Feuer und Schwerdt so wol umbzugehen, daß der beste Scharpfrichter noch bey ihnen muste in die Schule gehen, fragten nach keiner Höflichkeit. Der Woywod ward sonder Herrtitul, bloß mit Namen, geruffen und vom liederlichsten Tropffen gedutzet, wiewol unter den Moscovitern bessere Ordnung unter den Soldaten als bey den Cosacken, nur daß sie einander gleichsamb in Grausamkeit übertreffen wollen, und musten die Furien, wo anders welche sind,



FÜRSTEN, DIE IN DEM FÜR LUBLIN VERDERBENBRINGENDEN JAHR 1655 REGIERTEN:
KÖNIG KARL GUSTAV VON SCHWEDEN
KURFÜRST FRIEDRICH WILHELM VON BRANDENBURG
BOHDAN CHMIELNICKI, HETMAN DER UKRAINE
KAISER FERDINAND III.
KÖNIG JOHANN KASIMIR VON POLEN

gewiß in denen Leuten ihren Sitz haben; so sind sie dem Würgen ergeben. In was Gefahr wir nur gewesen sind, und was Angst theils Leuth ausgestanden haben, mag ich nicht weitläufftig schreiben. Man bildet sich es so grawsam ein, als man will; ich versichere, keiner wird es ihm so grawsam einbilden, wie es mag gelassen haben, da man hat gesehen in der Statt Weiber und Kinder heulen und schreyen, zu dem unter den Bürgern Uneinigkeit und Unordnung, der feindlichen Gesanten Feuer und Schwerd, dräuende Wort, der Vorstädt Häuser Brand, so vieler Leuth Marter, anderer Entführung. Der Todt ist die geringste Pein gewesen, und war dasselbe, was wir an andern sahen, uns so nahe als ihnen, nur daß es uns hiemit noch grawsamer ward, weil wir länger darauff warten musten. Hat also mancher sich in der Moscau -- der Todt war damah zu gut, daß man ihn hoffen durffte --, mit dieser oder jener Marter gepeiniget empfunden, sintemal man von der Wilda (Wilna) ein Exempel genommen, auch anders nicht gewarten können wegen der Unmöglichkeit so wol so viel Geld, als auch Wahren, und dann alle Gewehr, und auch an Munition, auß der Stadt zu geben; dann was sie bekommen haben aus der Statt ist kaum die Hälfte gewesen dessen, was sie begehret. Und were kein Mißverstand zwischen den Moscowitischen Woywoda (Ivanovic) und Cosackischen Obersten Daniel Wiowsky durch Gottes wunderlich Schickung entstanden, wären sie nicht so abgezogen. Sind also auff diese Manier ihre Consilia distrahirt, und hetten wir nur ein oder (zwey) verständige Leuth gehabt, die gewust mit ihnen umbzugehen, hette man noch geringer abkommen können. Aber Gott hat allen Leuth Verstand benommen, -- zu dem dann auch unsere eygene Bürger und etliche Edelleuth uns verriethen und angeben musten --, den Kauffleuthen Gewölb und Kasten auffgeschlagen, ja bey einem Eyde außzuzwingen, was auch nun bey der Seelen haben möchten. Da dann die Leuth güldene und silbere Geschirr, Ketten und andere Sachen, die Knöpfe von den Röcken abgeschnitten und mit großem Geheul auff dem Rathhauß abgegeben; die umbliegende Dörffer sind sehr verwüstet. «

*

Soweit der Bericht des anonymen Augenzeugen. Die unmittelbare Verflochtenheit seiner Person in die Schrecknisse jener elf Tage ist aus jedem Wort zu spüren. Wenn wir uns der weiteren Geschichte Lublins zuwenden, sehen wir, daß sich die Stadt durch die Aktivität der deutschen Bürger vor allem rasch wieder erholte. Die zahlreichen Deutschen der 1676 neugegründeten Kaufmannsgilde namentlich aufzuzählen, wäre an dieser Stelle unmöglich. Sie waren es, die den Kampf mit den Juden bis zur Entscheidung durchfochten. Die Dekrete der Jahre 1780--82 bestimmten, daß die Juden in den wichtigsten Teilen der Stadt nicht wohnen noch handeln durften. Erst achtzig Jahre später gewährte der Ukas des Zaren vom 24. Mai 1862 ihnen die Freizügigkeit zum Schaden der übrigen Bevölkerung.

Hatten die Ausschnitte, die wir aus dem 17. Jahrhundert geben konnten, den Beginn des Niedergangs der Stadt bezeichnet, so beschleunigten die politischen Ereignisse des 18. Jahrhunderts das Absinken noch. Die Bevölkerung, die sich am Anfang des 17. Jahrhunderts auf 40 000 belief, war durch die vielen Schläge, Pest und Krieg dezimiert. Diese Verluste konnten durch Einwanderung erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder ausgeglichen werden.

Die Ereignisse des Nordischen Krieges brachten zwar Lublin mehrfach den Besuch der Großen der Politik, aber auch neues Unglück und Rückschläge. Die sächsische Epoche und die Regierung Stanislaus August Poniatowskis half dem äußeren Bild der Stadt wohl etwas auf, zu wirklicher Blüte indessen gelangte sie nicht mehr, wenngleich auch jetzt noch viele zuziehende Deutsche gemeinsam mit den bereits ansässigen ihre Aktivität dem Gedeihen der Stadt schenkten, wie uns zahlreiche Quellen beweisen, zum Beispiel das mit dem 27. August 1774 beginnende Album der Kaufmannsgilde, das unter 72 Mitgliedern 40 Deutsche aufzählt.

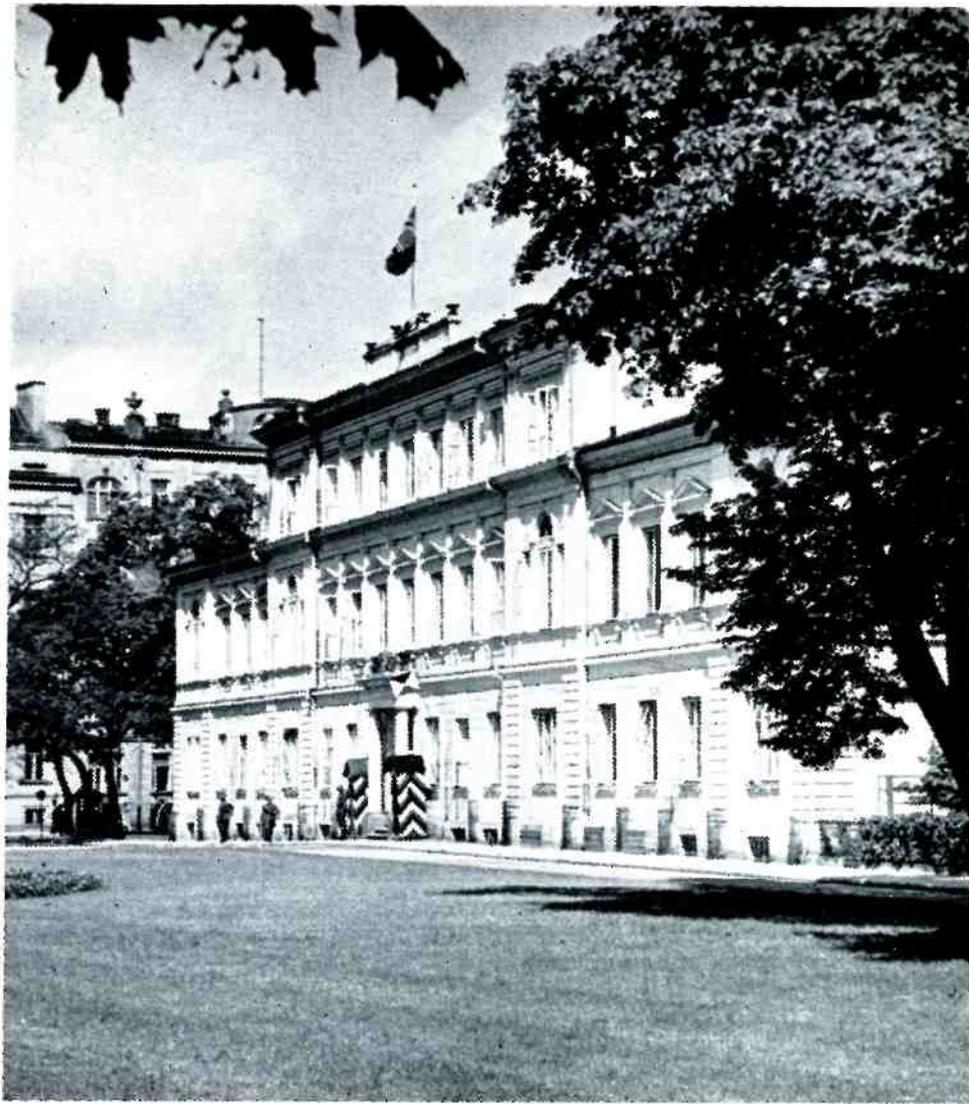
Auch der deutsche Protestantismus konnte sich wieder freier entfalten, wie die architektonisch gelungene 1788 eingeweihte evangelische Kirche beweist. Die Grabsteine ihres Friedhofes haben uns die Namen vieler Deutscher bewahrt, darunter Ärzte, Apotheker, Mitglieder der städtischen Körperschaften, Handwerker und Kaufleute.

Im polnischen Staat hatten sich infolge dauernder Nachlässigkeit gewaltige Schäden in den Gemeinden eingestellt. In letzter Stunde sollten die berühmten „Commissions boni ordinis“ (Kommissionen der guten Ordnung) den Zuständen in den Städten aufhelfen und Reformen einleiten.

So waren z. B. oft vom Stadtgebiet keine Karten vorhanden, die Grenzen daher umstritten. An Lublins kartographischer Aufnahme wurde daraufhin fast sechs Jahre gearbeitet! Auch Archivordnungen und -überprüfungen sollten durchgeführt werden. Anordnungen zur Instandsetzung von Häusern, für das Sauberhalten der Straßen usw. wurden gegeben. Unter den Leitern der Lubliner Kommission

standen Deutsche an erster Stelle, besonders Heyssler, Finke und Krebs, der auch mehrere Jahre das Vizepräsidentenamt bekleidete. 1794 gehörten zur „Kommission der guten Ordnung unter der Leitung Kościuszkos“ neben drei Polen die Deutschen Reinberger, Korn, Greber, Weber und Finke, die „Abordnung der öffentlichen Sicherheit“ bildeten Müller, Lischke, Frentzel und Adelt.

Die wirtschaftliche Entwicklung Lublins im 19. Jahrhundert, die sich am besten an dem Steigen der Einwohnerzahlen ablesen läßt (1787: 12 120; 1856: 16 489; 1899: 56 108), ist ohne die Leistung führender deutscher Unternehmer nicht zu denken. Für Polen später wichtigste Fabriken konnten sich nur infolge deutscher Initiative und Tatkraft hier entwickeln, wie etwa Plages Maschinenfabrik, die großen Brauereibetriebe von Jensch und Vetter, die Mühle von Kraus, die Papierfabrik von Johann Feifer u. a.



A M A D O L F - H I T L E R - P L A T Z I N L U B L I N

Aber nicht nur die Stadt Lublin war Ziel deutscher Einwanderer. Mit dem russischen Gouvernement Lublin (dem bis 1912 auch der Bezirk Cholm zugehörte) verbindet sich die gewaltige Kulturleistung der deutschen Landsiedler, die dieses Gebiet in zwei großen Wellen, die erste 1782 beginnend, die zweite hauptsächlich die Jahre 1864—85 umfassend, der Kultur erschlossen. Kurt Lück hat dieser großartigen deutschen Leistung eingehende Untersuchungen gewidmet.

Die politische Geschichte Lublins seit dem Anfall an Österreich 1795 ist rasch geschildert. 1809—1815 zum Herzogtum Warschau gehörend, fiel die Stadt im Wiener Kongreß an Rußland, um Zentrum des Gouvernements Lublin zu werden. Am 30. Juli 1915 wurde sie von den verbündeten Truppen unter Mackensen besetzt und nach Gründung des selbständigen polnischen Staates Sitz einer Woiwodschaft.

Durch Schaffung des Generalgouvernements ist Lublin Distriktshauptstadt geworden. Schon nach reichlich zwei Jahren deutscher Verwaltung hat das Antlitz Lublins bedeutsame neue Züge erhalten. Nach Abschluß des Krieges wird es, entsprechend seiner einstigen Bedeutung und der Leistung deutscher Bürger innerhalb seiner Mauern, sich weiter entfalten und zu den wichtigsten Städten im Nebenland des Reiches zu zählen sein.

LUBLIN UND DIE JUDEN

VON JOSEF SOMMERFELDT

Es gibt nur wenige Städte im europäischen Osten, die in der Geschichte des jüdischen Volkes eine so markante Rolle gespielt haben wie Lublin. In der Geschichte der Lubliner Judengemeinde spiegelt sich in großen Zügen das Schicksal des polnischen Judentums überhaupt wider, seine Entwicklung und seine Höhepunkte, seine Machtfülle und organisatorische Stärke, aber auch der dadurch bedingte kontinuierliche Kampf der Bürger gegen das Überhandnehmen der Juden auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens.

Die Judengemeinde in Lublin ist erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nachweisbar und damit jünger als viele andere Gemeinden im Raume des alten polnischen Staates. Ihren Aufschwung im 16. Jahrhundert verdankt sie der günstigen Verkehrslage Lublins in der Nähe der Grenze zwischen Kronpolen und Litauen, wo sich die Kaufleute aus Posen und Krakau und die Händler aus Weißrußland und der Ukraine vorteilhaft treffen konnten. Diese günstige wirtschaftliche Situation Lublins zog die Juden aus allen Richtungen an, obwohl sie in die Stadt selbst keinen Einlaß erhielten. Denn eifersüchtig wachten die Bürger über die Respektierung ihres *Jus de non tolerandis Judaeis* (das Recht der Judenfreiheit) und duldeten nicht die Niederlassung der Juden innerhalb der Stadtmauern. Nur ein Jude namens Josko durfte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Stadt Wohnung nehmen, weil durch königliche Gnade das Grundprivileg der Stadt in diesem Spezialfall außer Kraft gesetzt wurde. So siedelten sich die Juden vor den Toren der Stadt in einigen Straßen um den Schloßberg an und besaßen dort um 1550 bereits 42 Häuser. Ihre Kopfzahl betrug zu dieser Zeit schon mehr als 500. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dehnten sie sich durch Ankauf von adligem Boden weiter aus und bildeten ein geschlossenes Ghetto. Für diesen Wohnbezirk erhielten sie im Jahre 1568 vom König Sigismund August das *Jus de non tolerandis Christianis*, wodurch den Christen die Ansiedlung im Ghetto verboten wurde. Da die Juden in Polen von jeher nicht den städtischen Schöffengerichten unterstanden, sondern für Streitigkeiten von Juden untereinander der Rabbinatsgerichtsbarkeit und zwischen Nichtjuden und Juden den Woiwoden und ihren Stellvertretern unterworfen waren, bildeten sie neben der Stadt Lublin ein vom Magistrat völlig unabhängiges Gemeinwesen. Diese Rechtsstellung wurde ihnen durch ein königliches Spezialprivileg vom Jahre 1556 ausdrücklich bestätigt.

Die Hauptanziehungskraft auf die Juden ging von den Lubliner Jahrmärkten aus, die jährlich Ende Februar zwei Wochen lang abgehalten wurden. Hier trafen sich die Juden aus allen Himmelsrichtungen. Ihre Teilnehmerzahl stieg im Laufe des 16. Jahrhunderts ständig, so daß sie allmählich in allen Handelszweigen das Übergewicht, in manchen eine Monopolstellung errangen. Es bildete sich sogar die Gewohnheit heraus, daß die großen Handelsstädte auf Kosten der jüdischen Heimatgemeinde „Judenrichter“ zur Messe nach Lublin schickten, die in Streitsachen zwischen jüdischen Kaufleuten nach talmudischem Gesetz Recht sprachen. Dieses Messegericht erhielt im Jahre 1540 die königliche Sanktion. Lublin stellte den Vorsitzenden, Posen, Krakau und Lemberg je 2 Richter. Mit der Einsetzung dieses Messegerichts war den Nichtjuden jede Möglichkeit zur Beeinflussung und Kontrolle der jüdischen Handelsgeschäfte in Lublin genommen. Die Juden waren völlig unter sich.

Diese selbstherrliche, unantastbare Stellung der Juden mußte die Bürger Lublins verbittern. Bereits im Jahre 1521 scheint es zu einer Koalition der Städte Warschau, Krakau, Lublin, Lemberg und Posen zu gemeinsamem Kampf gegen die Juden gekommen zu sein. Die Zollbefreiungen, die die Juden gleich den Christen erhielten, vergrößerten die Spannungen, so daß es schon im 16. Jahrhundert in Lublin zu Schlägereien zwischen Bürgern und Juden kam. Die Gewohnheit der Juden, Privilegien anderer nicht zu achten und Abmachungen nicht einzuhalten, brachte auch alle Versuche der Bürgerschaft, durch Verträge zwischen der Stadt und der Judengemeinde geregelte Formen des Wirtschaftslebens zu schaffen, immer wieder zum Scheitern. Auch scheint der Gemeinschaftsgeist unter den Bürgern Lublins nicht besonders stark ausgeprägt gewesen zu sein. Denn schon um 1600 finden wir Juden in der Stadt. In Patrizierhäusern, Klostergebäuden und Adelspalästen haben sie als Mieter festen Fuß gefaßt, und Miczyński weiß im Jahre 1618 in seinem Buch „Spiegel der polnischen Krone“ zu berichten, daß in Lublin alles in den Händen der Juden sei. Sie nisteten als fremdes Element in der Stadt, gegen dessen Tätigkeit der Magistrat nicht einschreiten konnte, weil ihm die Gerichts-



LUBLIN, KRAKAUER TOR

gewalt über sie nicht zustand. Zum Schutz ihrer Rechte besaß die Bürgerschaft nur zwei Mittel: die wechselseitigen Verträge und die gewaltsame Vertreibung.

Eine besondere Rolle im Familienleben der reichen Juden spielte die Lubliner Messe als Heiratsmarkt. Söhne und Töchter wurden mitgebracht und von den Vätern verkuppelt. Vermögen und Mitgift waren die einzigen Gesichtspunkte, die die Eheauglichkeit bestimmten. „Und so schloß man während jedes Jahrmarkts einige hundert, zuweilen einige tausend Ehen.“

Die Bedeutung Lublins als Wirtschaftszentrum und Treffpunkt der reichen Handelsjuden begünstigte eine Entwicklung, die in der Anlage im polnischen Judentum schon seit langem vorhanden war, nämlich die Entwicklung des jüdischen Parlamentarismus. Die Gewohnheit der jüdischen Gemeinden, der sogenannten Kahals, in Großpolen, Kleinpolen, Rotrußland, Wolhynien und Litauen, von Zeit zu Zeit Vertreter zu jüdischen Landtagen zu entsenden, hatte im 16. Jahrhundert schon einige Tradition. Diese Landtage schufen die Einigkeit der Juden in religiösen, wirtschaftlichen und politischen Fragen und stärkten ihre Widerstandskraft gegenüber den Nichtjuden. Nun bildete sich der Brauch heraus, von den Landtagen Vertreter nach Lublin zum „Länderwaad“ (Waad ha'arazoth) abzuordnen, der über alle gemeinjüdischen Fragen als höchste Instanz der polnischen Judenschaft beschließen sollte. Als im Jahre 1623 die litauischen Judengemeinden ausschieden und einen selbständigen „Waad“ bildeten, erhielt der polnische Judenreichstag den festen Namen „Vierländersynode“ (Waad arba arazoth). Damit war der parlamentarische Judenstaat im Staate Polen vollendet. In diesem landlosen Judenstaat ist zum erstenmal in der Geschichte der Parlamentarismus in seiner ganzen Konsequenz durchgeführt worden.

Mit diesen Zusammenkünften wurde nach Meinung der polnischen Juden die Tradition des Synhedrions in Jerusalem erneuert. Sie fanden in der Regel zweimal im Jahre statt, nämlich im Februar in Lublin, im Juli im galizischen Jaroslau. Lublin war aber von beiden Tagungsorten der weitaus bedeutendere. Denn hier tagte nicht nur das Judenparlament, sondern hier amtierte auch die Exekutive, die sogenannte „Judengeneralität“, deren Spitze aus dem Judenmarschall, dem Judenschreiber und dem Syndikus bestand. Hier waren auch die Bücher und Akten der Generalität hinterlegt, die uns unschätzbare Nachrichten über das Wirken der jüdischen Selbstverwaltung hätten geben können, leider aber im Laufe der folgenden Jahrhunderte verlorengegangen sind.

Die Macht des Judenparlaments war groß. Seine Aufgaben gliederten sich in zwei Gruppen: Ordnung des innerjüdischen Lebens und Verteidigung der jüdischen Interessen gegenüber König, Adel und Bürgerschaft. Es erließ Verordnungen, durch die ein einheitliches Auftreten der Juden im Wirtschaftsleben erzielt und die Konkurrenz der Juden untereinander, jede gegenseitige Unterbietung und Übervorteilung ausgeschlossen wurde. Es ordnete das religiöse Leben der Juden und war für alle innerjüdischen Fragen die letzte Instanz. Auf den polnischen Reichstagen war es durch einen Bevollmächtigten vertreten, der sich mit Gewandtheit, Versprechungen und Bestechungen um die Verleihung oder Bestätigung der Privilegien bemühte. Die für den polnischen Staat wichtigste Aufgabe des Judenparlaments bestand jedoch darin, die durch den polnischen Reichstag festgesetzte Pauschalsumme der jüdischen Kopfsteuer entsprechend der Judenzahl in den einzelnen „Ländern“ umzulegen und ihre Einziehung zu überwachen. Es war somit der Steuereinnahmer des polnischen Staates gegenüber der jüdischen Bevölkerung. Gegenüber dem westeuropäischen Judentum galt das Judenparlament in Lublin als die Spitze des gesamten osteuropäischen Judentums, mit dem man handelspolitische Verhandlungen führte und Vereinbarungen traf, die für die wirtschaftliche Entfaltung des gesamten europäischen Judentums von Bedeutung waren. So ballte sich im Judenparlament in Lublin (Jaroslau) eine bedeutende Macht zusammen, und von hier erhielt das Judentum Osteuropas von 1580 bis 1764 seine einheitlichen Direktiven. Das Ansehen dieses Parlaments sank im 18. Jahrhundert jedoch infolge innerjüdischer Streitigkeiten so stark, daß der polnische Adel sehr leicht seine Auflösung erzwingen konnte, als man einen viel vorteilhafteren Weg zur Eintreibung der Judensteuer ausfindig gemacht hatte.

Die zentrale Bedeutung der Judengemeinde in Lublin für die polnische Judenschaft fand auch darin ihren Ausdruck, daß die Lubliner Talmudakademie bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts einen guten Ruf besaß und sogar aus dem Auslande Schüler anzog. Aus dieser Talmudschule gingen im 16. und 17. Jahrhundert alle jene jüdischen Denker hervor, die die Tradition des Talmuds in Osteuropa



DIE GÜLDENGASSE IN DER LUBLINER ALTSTADT MIT DOMINIKANERKIRCHE; RECHTS DAS HAUS ZUM LÖWEN, IN DEM PETER DER GROSSE VON RUSSLAND UND KARL XII. VON SCHWEDEN ÜBERNACHTETEN

pfl egten und seine Gedanken immer wieder den jüdischen Massen einh ämmerten. In den Dienst dieser Erziehung wurde auch die junge Buchdruckerkunst gestellt. Neben einer hebr äischen Druckerei in Krakau entstand in der zweiten H älfte des 16. Jahrhunderts eine solche in Lublin. Diese Druckerei wurde 1554 von der Familie Schwarz gegrü ndet, wechselte mehrmals ihre Besitzer und bestand bis zum Jahre 1683. Da in Italien die päpstliche Zensur über den Talmud verhängt war, konnte sich die Lubliner Druckerei dank eines Privilegs Stefan Bathorys durch die Herausgabe zahlreicher talmudischer, rabbinischer und volkstü mlich-didaktischer Werke entwickeln und die Konkurrenz mit den älteren Druckereien in Venedig und Prag aufnehmen.

Die Einrichtung des Krontribunals, des obersten polnischen Gerichts in Strafsachen, in Lublin im Jahre 1578 durch Stefan Bathory machte diese Stadt zum Schauplatz zahlreicher Ritualmordprozesse, die immer Judenpogrome im Gefolge hatten. Vom fr ühen Mittelalter bis in die neueste Zeit ist in allen Teilen Europas und besonders in Osteuropa der Glaube wach geblieben, daß die Juden Christenblut zu rituellen Handlungen benötigen. Diese Beschuldigung ist von den Juden immer bestritten worden, und noch heute ist die Wissenschaft darüber zu keinem eindeutigen Ergebnis gekommen.

Eine schwere Zeit brach über die Lubliner Juden um die Mitte des 17. Jahrhunderts herein. Der Kosakenaufstand in der Ukraine wirkte sich bis nach Lublin aus. Flüchtlingskarawanen strömten in die Stadt. 1648 rückte Chmielnicki vor Lublin. Die Juden flohen weiter nach dem Westen über die Weichsel, konnten aber bald zurückkehren, da die Kosaken abzogen. Um so blutigere und gründlichere Rache nahmen die Moskowiter an ihnen im Jahre 1655. Das Ghetto wurde geplündert

und angezündet; 2000 Juden fanden den Tod. Der Rest der Judengemeinde drängte in die selbst schwer mitgenommene innere Stadt. Waren die reichen Lubliner Juden in ihrer Blüte und Macht schon eine kaum erträgliche Belastung der Bürgerschaft, so wurde der jüdische Pöbel in den nächsten Jahrzehnten eine direkte Gefahr.

Wieder versuchte die Bürgerschaft das Überhandnehmen der Juden im Handel durch freiwillige Zugeständnisse und Abmachungen zu verhindern. Im Jahre 1677 schlossen die reichen Lubliner Bürger einen Vertrag mit den Juden; gegen diesen lief aber das Kleinbürgertum Sturm, weil es die Juden für zu sehr begünstigt hielt. Es verlangte die Zurückdrängung des jüdischen Handels auf die Judenstraße. Im Jahre 1679 erwarb die Lubliner Kaufmannschaft ein königliches Privileg, durch das alle ihre Forderungen erfüllt wurden. Um ihre Position gegenüber den Juden zu stärken, schlossen sie sich im Jahre 1686 zu einer kaufmännischen Kongregation zusammen. Ihr Statut, das vom König bestätigt wurde, enthielt unter anderm folgende nützlichen Bestimmungen: 1. Den Juden ist das Mieten von Läden und das Wohnen am Markt und in der Innenstadt verboten. 2. Sie dürfen den Hausierhandel nur in der Judenstraße führen. 3. Der Aufkauf von Waren auf den Märkten vor den Christen ist ihnen verboten. 4. Jüdische Faktoren und Makler sollen aus der Stadt entfernt werden. — Leider gelang es den Juden bereits im Jahre 1696, die Nichtigkeitserklärung dieses Statuts durchzusetzen, so daß sich die heilsamen Maßnahmen kaum auswirken konnten und die Juden die völlige Handelsfreiheit erhielten. Besonders verschärfend auf das Verhältnis der jüdischen Kaufmannschaft zur nichtjüdischen wirkte sich der Verfall der Lubliner Jahrmärkte am Ende des 16. Jahrhunderts aus. Der Strom der Handelsjuden begann Lublin zu meiden und seine Handelsgeschäfte immer mehr in andern Städten, vor allem im galizischen Jaroslau, abzuwickeln. Die Verdienstmöglichkeiten wurden immer geringer und der Konkurrenzkampf immer schärfer. So sehen wir auch nach 1700 die kaufmännische Kongregation in ständigem Angriff auf die Judengemeinde. Ihre Forderungen sind die gleichen geblieben und werden unermüdlich wiederholt. 1720 erbat die Kongregation vom König eine Untersuchungskommission, die die Spannungen in Lublin nach den Wünschen der Bürgerschaft bereinigen sollte. Aber diese Kommission und ebenso 16 Jahre später eine zweite konnte die Ordnung des Lubliner Judenwesens im Sinne der niederen Bürgerschaft nicht durchführen, weil die Juden an den reichen Ratsherren, die aus der Vermietung ihrer Häuser und Läger große Einkünfte zogen, einen starken Rückhalt besaßen. Man machte einigen Patriziern, die den Willen des Königs (1720) nicht achteten, den Prozeß; das kleine Bürgertum griff zur Selbsthilfe gegen die jüdischen Kaufleute und begann die Judenläden außerhalb des Ghettos zu plündern. Aufs neue erschien eine königliche Kommission und wies die Juden binnen 8 Tagen aus der Innenstadt. Schon schien der nichtjüdische kleine Kaufmannstand endlich 1737 die jüdischen Kaufleute, Händler und Krämer ins Ghetto zurückgeworfen und damit eine wesentliche Voraussetzung zur Gesundung des Lubliner Wirtschaftslebens erkämpft zu haben, als sich wieder einmal der Rat mit einem Protest schützend vor die Juden stellte und damit alle aufgewandte Mühen sinnlos machte.

Im Jahre 1759 holte die nichtjüdische Kaufmannschaft zu einem neuen Schlag gegen die

PARTIE IN DER LUBLINER ALTSTADT, DIE GLANZ UND SCHÖNHEIT DURCH DIE JÜDISCHEN BEWOHNER VERLOREN HAT



Juden aus. Mit Unterstützung der Innungen wurde vom Rat und den Schöffen der einmütige Beschluß gefaßt, die Juden aus der Innenstadt zu vertreiben. Warschau, Lemberg und Kamieniec waren mit gutem Beispiel vorangegangen. Man verlangte vom Starosten die Durchführung des Beschlusses. 2 Jahre später erteilt das Assessorialgericht dem Starosten die Erlaubnis zur militärischen Unterstützung der Bürger bei der Vertreibung der Juden aus der Stadt. 1761 mußten die Juden endlich ihre zäh verteidigten Positionen in der Innenstadt Lublins räumen und ins Ghetto oder in die Krakauer Vorstadt übersiedeln. Wenn sich auch einige reiche Juden in den Häusern der Magnaten und Patrizier halten konnten, so hatte doch das schaffende Bürgertum einen entscheidenden Sieg davongetragen und das Judentum viel an Boden verloren, den es erst allmählich in den nächsten Jahrzehnten durch heimliches Einnisten in der Stadt zurückzugewinnen suchte.

Parallel zu diesem Kampf der nichtjüdischen Kaufleute lief der Kampf der Handwerkszünfte gegen die Juden. 1660 klagten die Bürger Lublins, daß einige Handwerke, z. B. die Weber, die Mützenmacher, Schmuckler und Bandmacher, durch die jüdischen Pfuscher völlig zu Grunde gerichtet würden. Die Vorliebe der Juden für das Schneiderhandwerk machte den Kampf dieser Zunft besonders schwer. Bereits aus dem Jahre 1615 hat sich ein Dekret für die Schneiderzunft in Lublin gegen die jüdischen Pfuscher erhalten. Fortwährend wurden die Forderungen der Zunft von den Juden mißachtet und übertreten. Fast in jedem Jahrzehnt mußte der Kampf erneuert werden. Immer wieder verlangten die zünftigen Schneider, man möge den Judenschneidern das Hausieren in den Häusern, Klöstern und Palästen verbieten, weil sie ihnen die Arbeit entzögen, und sie auf die paktmäßig festgelegte Höchstzahl von 42 beschränken. Alle Bemühungen waren umsonst. Kam es nach langem Streit endlich einmal zu einer vertragsmäßigen Einigung mit den Juden, so begannen die Unruhen nach einiger Zeit wieder, weil die Juden, wie überall so auch in Lublin, nie ernsthaft gewillt waren, Abmachungen zu halten, sondern jede Umgehung als erlaubt ansahen. Der Kampf der Apothekerzunft in Lublin mit den Juden geht bis aufs Jahr 1603 zurück. Die Klagen der Schuster, Tischler, Schnitzer, Drechsler und Fleischer nahmen ebenfalls kein Ende.

Die Jahre 1759 bis 1780 verlaufen in der Judengeschichte Lublins verhältnismäßig ruhig, wenn auch in dieser „Reformperiode“ des alten polnischen Staates schon bis in die engste Umgebung des Königs die Meinung vordringt, daß das Judentum für die Städte eine unerträgliche Last sei, den Bürgern Schaden bringe und den Lebensunterhalt raube. Besonders kümmerten sich um die Judenfragen die „Kommissionen der guten Ordnung“ (1765—1788). Die Lubliner Kommission ließ sich von den Judengemeinden sämtliche Privilegien vorlegen, die sich allerdings als für die Juden nicht besonders günstig erwiesen. Denn diese Privilegien enthielten das eindeutige Verbot, in der Stadt und in jenen Vorstädten zu wohnen, die der Jurisdiktion des Magistrats unterstanden. Die Kommission hatte es aber gar nicht eilig, die Juden aus der Stadt zu drängen, wenn sie auch feststellen mußte, daß infolge des neuerlichen Auszugs der Juden aus dem Ghetto in die Stadt dasselbe zu veröden begann. Sie versuchte durch eine Kompromißpolitik beide Parteien zu besänftigen. Als sich 1780 die Lubliner Bürgerschaft wieder einen Sejmbeschluß zur Ausweisung der Juden aus der Stadt erkämpft hatte, hob die Kommission der guten Ordnung diesen Beschluß auf. Die Berufung der Bürgerschaft an das königliche Assessorialgericht hatte Erfolg. Die Juden wurden in die Grenzen zurückgewiesen, die ihnen durch die Privilegien der Stadt und der Zünfte gesetzt waren. Vor allem sollten sie die Krakauer Vorstadt räumen, die sich damals bereits zum günstigsten Geschäftsviertel der Stadt entwickelt hatte. Trotz dieses allerhöchsten Bescheids schlug der Stadtpräsident Kurowski eine judenfreundliche Richtung ein und schloß mit den Juden neue Verträge über ihr weiteres Wohnrecht und die Fortführung des Handels in der Stadt.

Gegen diese neuerliche Vergewaltigung ihres Rechts lief die niedere Bürgerschaft wieder Sturm. Noch einmal kam die Angelegenheit vor die höchsten Staatsstellen. Adel und Juden bemühten sich um Überweisung des Streites an die Kommission der guten Ordnung, von der sie eine für Schlachta und Judenschaft gleich günstige Entscheidung erhofften. Aber auf Befehl der höchsten Staatsstellen mußte der erste Entscheid, allen örtlichen Widerständen zum Trotz, durchgeführt werden. 1782 verließen die Juden wieder einmal die Innenstadt von Lublin und auch die Krakauer Vorstadt und die Vorstädte Korce und Gorajsczyzna. Es muß aber eine beträchtliche Zahl von Juden Mittel und Wege

gefunden haben, trotz allem in der Stadt zu bleiben oder zumindest schnell dorthin zurückzukehren, weil schon 1787 wieder von Verträgen über das freie Wohnen und den Handel der Juden in der Stadt die Rede ist.

Die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Juden und Bürgern in Lublin in den letzten 150 Jahren ist weniger dramatisch als in den früheren Jahrhunderten. Nach der Besetzung Lublins durch Österreich wurden die Juden noch mehr aus den von den Bürgern beanspruchten Stadtteilen hinausgedrängt. Noch einmal wurde das Lubliner Ghetto ein Mittelpunkt des jüdischen Lebens. Das Judenparlament war zerschlagen, die Jahrmärkte vergessen, die Talmudakademie erloschen und aus den einst handelsmächtigen Lubliner Juden ein armseliges Bettelvolk geworden. Da geschah plötzlich ein großes „Wunder“ inmitten dieser schmutzigen Armseligkeit. Um 1795 ließ sich in Wieniawa, einer westlichen Vorstadt von Lublin, der chassidische „Zaddik“ (Wundermann) Jakob Isaak Horowitz nieder. Obgleich er in schwerer Konkurrenz mit seinem großen Kollegen Israel aus Koziénice lebte, gelangt es ihm doch, gegen den Widerstand der orthodoxen Lubliner Rabbiner seinen „Hof“ auszubauen. Durch einen Hokuspokus, der nur noch auf so ungebildete Menschen wie die Juden jener Tage Eindruck machen konnte, zog er immer größere Massen an sich, und während in Europa der Stern des Korsen aufstieg und versank, spielte er östlich der Weichsel unter den Juden einen scharlatanhaften Herrscher. Hohe Gebühren für Ratschläge und Segenssprüche, besonders die sogenannten „Pinionoth“-Gebühren für den Loskauf der Seele, schufen ihm ein auskömmliches Fundament zum fröhlichen Leben. Seine „politische“ Tätigkeit bestand in der Hauptsache darin, im Herzogtum Warschau den passiven Widerstand gegen die Rekrutenmusterung, den Loskauf jüdischer Rekruten durch Bestechungsgelder und die Abfassung immer neuer Petitionen an den damaligen Kriegsminister Poniatowski unter den Juden zu organisieren. Da er keinen Nachfolger hatte, ging dieser Spuk in Lublin mit seinem Tod im Jahre 1815 zu Ende.

Wenn auch die Zählungsergebnisse hinsichtlich der Juden erfahrungsgemäß nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind, so sei hier doch noch ein Überblick über die zahlenmäßige Entwicklung der Lubliner Judengemeinde angefügt. Bei der Zählung vom Jahre 1764/65 folgte Lublin mit seinen 2799 Juden unter den judenreichsten Städten des alten polnischen Staates an achter Stelle nach Brody (9180), Lemberg (8500), Lissa (5930), Zaslau (3891), Kasimir bei Krakau (3710), Węgrów (3623), Pinzów (2862).

Dann hatte Lublin	Christen	Juden	
1787	4 391	4 321	49,6%
1827	6 680	6 795	50,3%
1856	6 901	8 588	55,4%
1862	8 030	10 413	57,0%
1883	20 320	18 496	47,6%
1899	28 251	27 857	49,6%
1921	57 085	37 337	39,5%
1931	73 348	38 937	34,9%

Erst im Jahre 1862 erhielten die Juden die Erlaubnis, sich wieder in der Stadt niederzulassen. Die Altstadt wurde von ihnen überschwemmt und zu einem Teil des Ghettos gemacht. Die nichtjüdischen Einwohner verlegten ihre Wohnungen in die moderne Krakauer Vorstadt. Die Juden Lublins hatten für Jahrzehnte auf der ganzen Linie gesiegt.

Wenn heute von der deutschen Verwaltung des Generalgouvernements auch in Lublin ein geschlossenes Ghetto geschaffen und den Juden der Betrieb von Handel und Gewerbe weitgehend eingeschränkt wurde, so ist das keine erst im 20. Jahrhundert erfundene Härte der Deutschen, sondern eine Maßnahme, die an die besten Traditionen der Lubliner Stadtgeschichte anknüpft. Gerade im letzten Jahrzehnt begann Lublin durch die im Jahre 1930 neugegründete Jeschiba (Talmudschule) wieder ein geistiger Mittelpunkt des polnischen Judentums zu werden. Dieser Entwicklung hat der deutsche Sieg im Osten ein Ende bereitet und damit eine neue Verjudung Lublins unterbunden.



I M K U R P A R K V O N N A L E N C Z O

N A L E N C Z O U N D K A Z I M I E R Z

VON ADOLF PAUL GROSSMANN

Zwanzig Minuten sind wir von Lublin aus mit dem Wagen durch Dörfer und Felder gefahren. Jetzt lesen wir am Eingang des Ortes „Nalenczo“. Ein Badeort ist es, der wegen seiner Quelle bekannt ist. Wir hatten hier draußen, weit weg von allen Bädern, die wir einst selbst in Deutschland gesehen oder erprobt hatten, nicht vermutet, so schnell in einen Kurort zu kommen. Nachdem wir das Fahrzeug verlassen und den Fuß auf den Boden des heilungversprechenden Ortes gesetzt haben, sagen wir uns: Es sieht noch sehr ländlich aus. Aber wir kommen nicht als Heilungsuchende, sondern als Schauende. Ich werfe die Frage auf: „Wo ist das Dorf zu Ende, und wo beginnt die Welt des Kurgastes?“ Drum gehen wir hierhin und dahin und entdecken schließlich Parkanlagen und Landhäuser mit Vorgärten und sauberen Zäunen. Die Fuß- und Fahrwege sind gepflegter. Anfänglich begegnet uns niemand. Aber dann hören wir tatsächlich Schritte. Kies knirscht unter den Füßen. Ein Gartentor öffnet sich und fällt ins Schloß. Ich wende mich um, um die erste menschliche Erscheinung in diesem vornehmeren Bezirk ins Auge zu fassen. Sie huscht jedoch bereits durchs übernächste Gartentor und verschwindet hinter Zaun und Gebüsch im Hauseingang. Wir sind wieder allein, und völlige Stille umgibt uns. Es mag nicht die richtige Tageszeit sein, um Kurgäste anzutreffen. Also verzichten wir auf weitere Begegnungen und wenden uns dem Landschaftlichen zu.

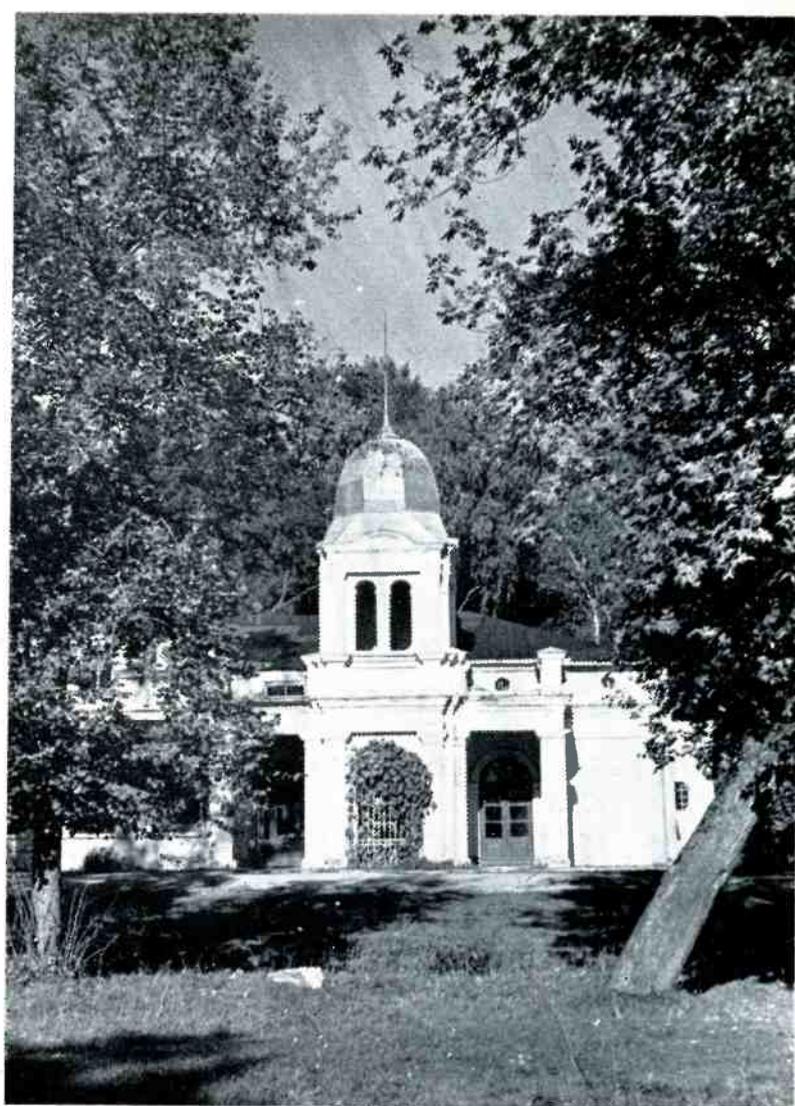
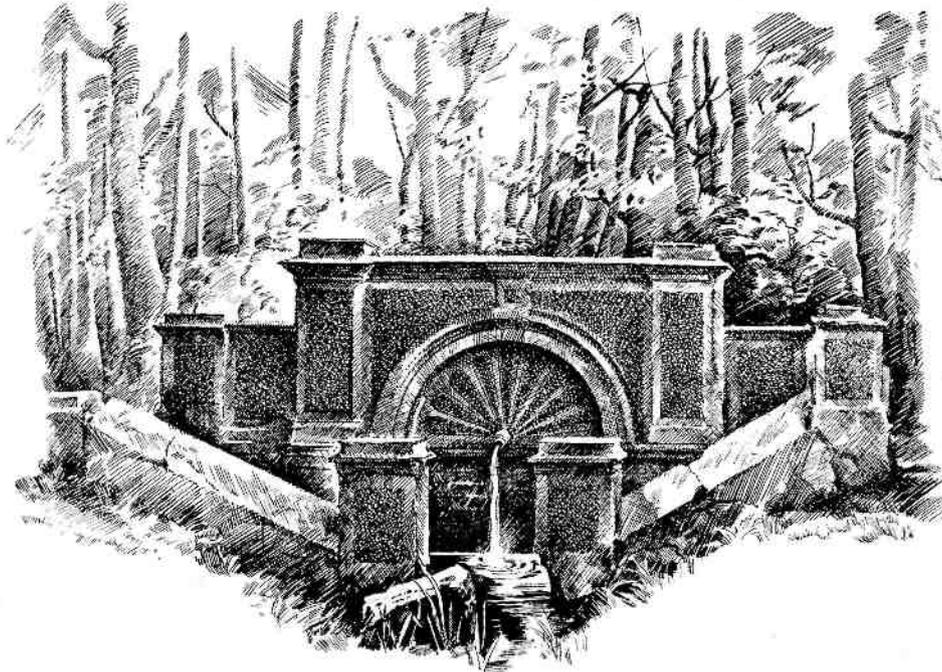
Hügel, die die rauhen Wetter abfangen und ablenken und den Ort mild beschatten, Täler und Schluchten, in denen der Kalkstein zutage tritt, Parkanlagen mit schön angelegten Wegen, eine breite Wasserfläche, Bäume mit prachtvollen Kronen, dazwischen ein Steg, der mit leichtem Schwung über das Wasser setzt und dabei ein schlichtes, ansprechendes Kreuzstichmuster entfaltet. Schritt für Schritt wird unsere Frage nach der „Welt des Kurgastes“ beantwortet. Wir gehen weiter und nehmen tiefatmend die würzige Luft, die Stimmen der Vögel und das Summen der Insekten in uns auf. Zuletzt das Wichtigste, das Badehaus, freundlich und aufgelockert in den Kurpark gesetzt, und die Quelle. Wir finden sie im Freien, umstanden von Bäumen, in Stein gefaßt und mit anspruchsloser Ornamentik umbaut. Es sind wohl nicht mehr alle Ornamente vorhanden. Die Zeit hat einiges gestürzt und verschoben und damit den künstlichen Rahmen einem romantischen Naturzustand angenähert. Aber das heilende Element, das Wasser, nimmt daran keinen Anstoß. Unverändert und unbekümmert

entspringt es der kühlen Erde und beginnt seinen oberirdischen Lauf. Es hat eine bedeutsame unterirdische Wanderung hinter sich. Die wasserdurchlässigen Kalkschichten, die das Gebiet charakterisieren, haben es gefiltert und aus dem atmosphärischen Niederschlag, aus harmloser aqua destillata ein eisenhaltiges, radioaktives Sauerwasser gemacht. Es ist nicht bloß ein simples Brunnlein, das die Tiere des Waldes trinkt, es ist eine Heilquelle, die dem Menschen Erleichterung und Wohlbefinden schafft. Drum wird es sogleich in Dienst genommen. Ein Teil seiner Flüssigkeit wird abgezweigt, in Wannen geleitet, mit Hilfe eines Dampfschlauches erwärmt, damit es nicht vorher seine Heilkraft verliert, und den Patienten als Heilbad geboten. Ganz-, Halb- und Moorbäder können genossen werden. Dafür stehen vier Säle mit therapeutischen Einrichtungen zur Verfügung.

Die Nalenczoer Badekur wird empfohlen bei Nervenkrankheiten, bei allgemeiner Neurose, bei Herz- und Blutkrankheiten, bei Frauen-, Darm- und Stoffwechselleiden sowie zur Nachkur für Rekonvaleszenten. Den Gästen stehen eine Reihe von Landhäusern und ein dreißig Morgen großer Kurpark mit schönen, stillen Wegen zur Verfügung.

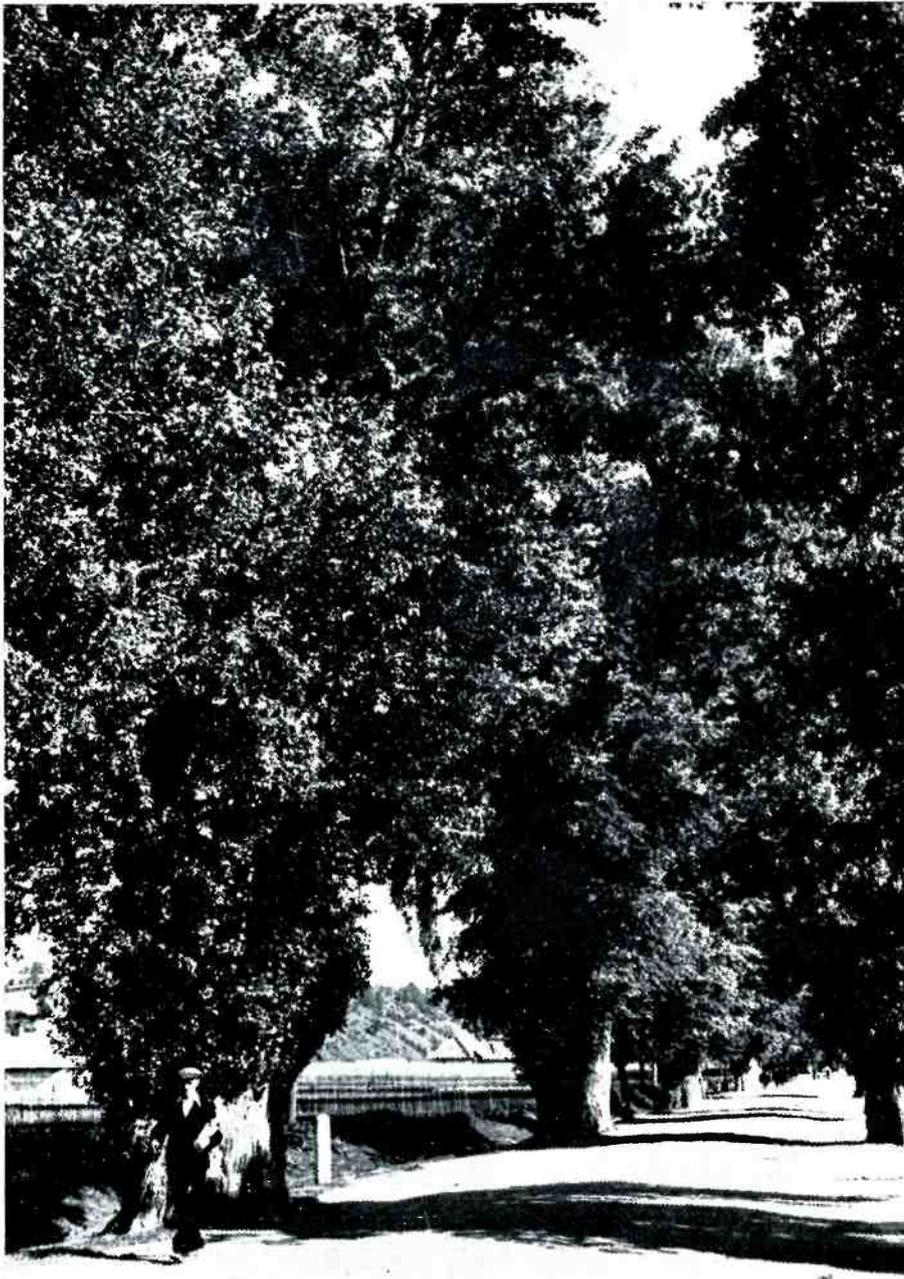
Die Geschichte des Badeortes ist in kurzen Zügen folgende: Die ersten Nachrichten über die Quelle stammen aus dem Jahre 1751. Nalenczo wurde damals als Gut von einem polnischen Oberst gekauft. Der neue Besitzer errichtete neben dem alten Schloß ein neues und baute das alte zum Wirtschaftsgebäude um. In dieser Zeit wurde die Quelle bereits von Heilungsuchenden gebraucht. Später geriet sie in Vergessenheit. Erst im Jahre 1877 bildeten drei Ärzte eine Gesellschaft mit einem Kapital von 155000 Rubeln, sie kaufte die Grundstücke auf und eröffnete im Jahre 1880 das Genesungsheim.

DIE LIEBESQUELLE IN NALENCZO, DEREN WASSER KLAR UND VON FRISCHEM GESCHMACK IST UND EINE GLEICHBLEIBENDE TEMPERATUR VON 4 GRAD AUFWEIST



BLICK AUF DAS BADEHAUS IN NALENCZO

Immer wieder eintretende finanzielle Schwierigkeiten ließen einen geregelten und erfolgreichen Kurbetrieb nicht aufkommen. Nach mehrfachem Wechsel in der Leitung der Gesellschaft übernahm ein Lubliner Arzt den Kurort und baute die Moorbäder aus. Der Besuch stieg weiterhin, aber auch die Verschuldung nahm zu. 1901 wandelte man die Gesellschaft in eine Aktiengesellschaft um, ohne daß damit die



SCHÖNE ALTE PAPPELN SÄUMEN DIE STRASSE
VON PULAWY NACH KAZIMIERZ

Schwierigkeiten aufhörten, die einen geregelten Kurbetrieb hindern. Nach Beendigung des Polenfeldzuges waren alle Einrichtungen natürlich sehr erneuerungsbedürftig. Die Juden hatten sich wie in anderen Bädern und Kurorten Polens auch hier eingestellt und den Ort mit seinen Einrichtungen unbehindert auf ihr Lebensniveau herabgedrückt. Jetzt ist Nalenczo judenfrei. Alles ist, soweit es möglich war, in Ordnung gebracht und hergerichtet, Straßen, Plätze und Anlagen sind gesäubert und verschönert worden. Nalenczo wird wieder seiner alten Bestimmung, der Heilung kranker Menschen, dienen, und der Kurbetrieb wird einer neuen, stetigen Entwicklung entgegengehen.

Nach Kazimierz könnten wir über Bochoznica weiterfahren, aber wir kommen von Pulawy her auf eine Straße, die links und rechts mit schönen alten Pappeln gesäumt ist. Es ist Sommer. Das Land liegt im vollen Licht der Sonne da. Die Natur hat ihre Kräfte und Lebewesen zur schönsten Entfaltung gebracht. Alles ist von Duft und Glanz beschwingt und wir mit. Es ist ein herrliches Fahren zwischen den Pappeln, die kein Ende nehmen wollen. Links von uns fällt der Lubliner Lärmen jäh und kurz ab, rechts breitet sich das Weichseltal. Vor Kazimierz tritt der Höhenrücken nahe an den Strom heran, so daß wir die schöne Linie, die von der Höhe auf die Straße

und den Weichsel Spiegel herabfällt und im gegenseitigen Ufer leicht anhebt, mit einem Blick erfassen können. Dabei bemerken wir links von der Straße einen alten Speicher mit schönem Renaissancegiebel. Erscheinung und Bauart sind großen Stils. Es müssen tüchtige Kaufleute hier gewirkt haben, daß ihre Speicher noch nach Jahrhunderten schon im Vorbeihuschen so starken Eindruck auf uns machen. Nach den ersten Häusern biegen wir links ein und halten auf einem sauber gepflasterten großen Marktplatz an. Er ist die ausgewogene Mitte des Ortes, räumlich und geistig. Nach allen Seiten hin hat das Auge bewegte und reizvolle Flächen zu durchmessen, schöne und nachhaltige Eindrücke hervorrufen. Der Platz ist groß und viereckig und trägt als Schmuck ein hölzernes Dach über dem Brunnenrand. Einige alte, gut gebaute Häuser fallen mir auf. Irgendwann Zufall oder ein unbeirrbarer Besitzer hat sie vor der Spitzhacke bewahrt. Sie blicken etwas wehmütig drein, denn ihrer sind nicht mehr viele. Gehäuse ohne Art und Stil haben sich zwischen die schönen Bauten gezwängt und die ursprüngliche architektonische Einheit des Platzes zerstört.

Das alte Rathaus mit seiner reichen Front ist zum Glück erhalten geblieben. Es mutet an wie ein großes, aufgeschlagenes Bilderbuch, auf dessen Seiten das Auge lange und gern verweilt. Ergötzt wird viel hier erzählt durch Menschen- und Tierfiguren, durch Bildnisse und Szenen. Hinzu kommen

Bögen und Säulen, Fenster und Gesimse, Ornamente, Reliefs, Medaillons, Halbsäulen, Giebel und Türmchen in bunter Fülle, doch in völliger Harmonie. Alles zusammen beschäftigt und unterhält uns wie ein schönes Märchenbuch. Allein um dieses Hauses willen hat es sich gelohnt, nach Kazimierz zu kommen. Aber es gibt noch vieles andere zu schauen: Kirchen und Türme, Baumgruppen, dazwischen die Häuser der Einheimischen und oben auf dem Höhenzug, weithin das Land und den Strom überschauend, die Burgruine und der noch höher liegende, einsame, runde Wachturm.

Herrlich ist Kazimierz zwischen die Hügel gebaut. Stattlich nimmt es sich aus, wenn auch wenige Schritte vom Marktplatz entfernt häßliche Gassen und verbrauchte Holzhütten beginnen. Sie gehören nicht zum ursprünglichen Stadtbild, sondern präsentieren uns die Hausform zugezogener Menschen, die nicht über das Notdürftigste hinausdenken können und denen leider nicht verwehrt wurde, für ihre traurige, europafremde Lebensführung Unterschlupf zu finden. Über diese trostlosen Hütten hinweg erreicht der Blick einige Giebel, schöne Renaissancegiebel am Ufer der Weichsel. Es sind Überreste von Speichern, die stromauf und stromab standen. Sie sind letzte Wahrzeichen eines alten, bedeutenden Umschlaghafens, in denen sich die Güter ferner Landstriche, von hansischen Kaufleuten auf den Weg gebracht, begegneten und friedlich nebeneinander lagerten.



GUT ERHALTENER SPEICHER UNTERHALB VON KAZIMIERZ

Kazimierz ist eine Siedlung, deren Anfänge in vorgeschichtliche Zeit zurückreichen. Nach wechselvoller Geschichte und völliger Zerstörung durch die Tataren baute sie Kazimierz der Große neu auf, versah sie mit einem Hafen und mit Lagerhäusern längs des Stromes und sicherte sie durch Burg und Wachturm. Kazimierz entwickelte sich zu einer für die Weichselschiffahrt und für die Hanse wichtigen Station und wurde eine bedeutende und reiche Handelsstadt, die nach Magdeburger Recht verwaltet wurde und im 16. und 17. Jahrhundert 20000 Einwohner zählte. Hier wurde aus Stein gebaut, nicht aus Holz. Und schön wurde gebaut. Schon der erste Augenschein lehrt, daß westliche Meister beteiligt gewesen sind. Ich trete der Pfarrkirche näher. Renaissance, dazwischen gotische Merkmale. Ich freue mich am Portal. Italien an der Weichsel — denke ich und trete ein. An den reinen Formen und einer Inschrift ist zu erkennen, daß hier italienische Meister gearbeitet haben. Mauerwerk und Fußboden, Kanzel, Bänke und Schnitzereien zeigen die Arbeit klarheit- und schönheitsuchender Hände. Das gleiche begegnet uns in dem wenigen, was die Jahrhunderte überstanden hat, in den steinernen Zeugnissen aus der Blütezeit der Stadt.



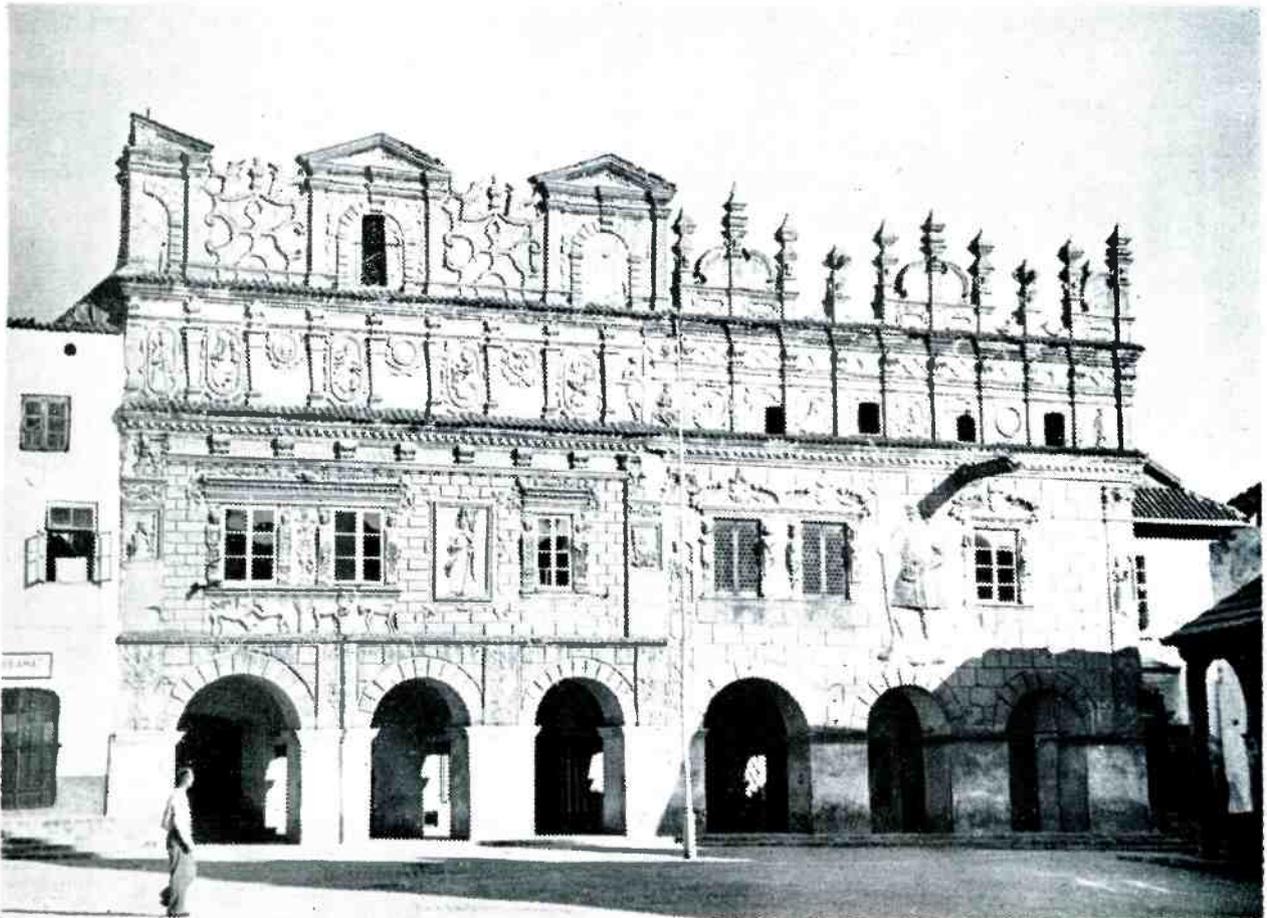
W E I C H S E L U F E R B E I K A Z I M I E R Z



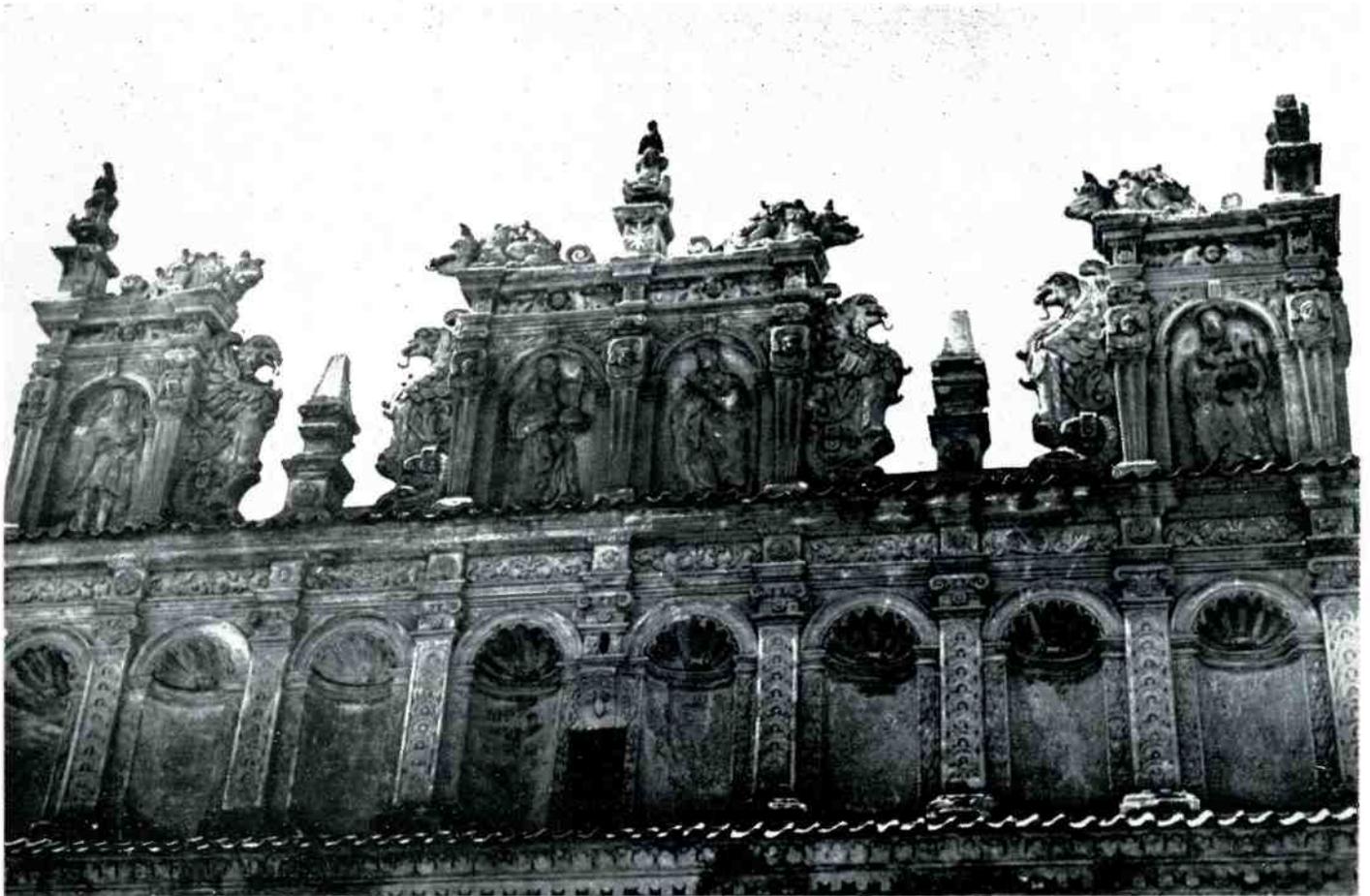
M A R K T P L A T Z I N K A Z I M I E R Z



BLICK ÜBER DIE BURGRUINE AUF DIE WEICHSEL



RATHAUS IN KAZIMIERZ



PATRIZIERHAUS IN KAZIMIERZ MIT DER JAHRESZAHL 1578,
DAS EBENFALLS GROSSEN GESTALTENREICHTUM AUFWEIST

Es ist nicht viel übriggeblieben von dieser Stadt der Zwanzigtausend. Krieg, Pest, Brand und Verfall der Weichselschiffahrt haben ein stilles Städtchen von 4000 Seelen und 600 Häusern aus Kazimierz gemacht. Die Stille, aus der Not geboren, soll jetzt die Stärke der Stadt werden und eine neue Blütezeit herbeiführen. „Kurort Kazimierz an der Weichsel“, diese neue Bezeichnung ist ein Programm, eine Verheißung. Seine herrliche Lage zwischen den Hügeln am Strom, seine landschaftlichen Reize, seine architektonischen Schönheiten, seine bilderreiche, steinerne Chronik sind die ersten günstigen Bedingungen für die Erfüllung dieses Programmes. Schon jetzt ziehen sie den Menschen in ihren Bannkreis, erfreuen ihn und laden ein zum Verweilen.

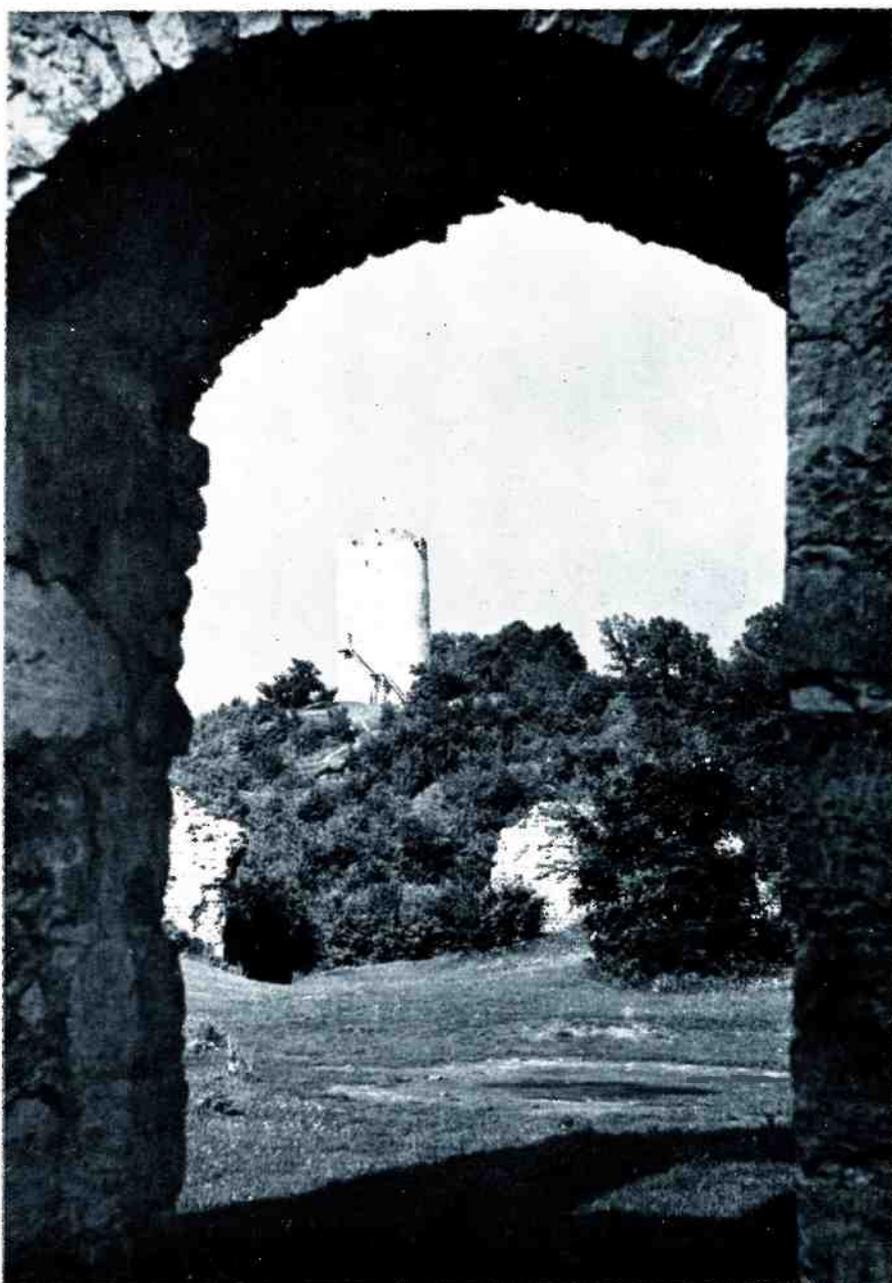
Bildersatt kann ich sagen, schlendere ich auf das Ufer des Flusses zu. Eine Promenade ist bereits angelegt. Ich setze mich nieder, um das Auge ruhen zu lassen. Der Blick auf die gewaltige Wasserfläche der Weichsel, des einzigen Naturkindes unter den großen Strömen Mitteleuropas, tut mir wohl nach der Fülle der Eindrücke, die mich noch immer beschäftigen. Frei lasse ich die Phantasie steigen und die Gedanken spielen. Sie entrücken mich für Augenblicke der Wirklichkeit. Alte Eindrücke werden an den neuen lebendig. Gegenwart und Vergangenheit, Fremde und Heimat verschmelzen im Auf und Ab meiner Vorstellungen. Die äußere Welt weicht von mir, die innere Welt tritt klar und ausgeglichen aus mancherlei Bedrängnis hervor. Ich erlebe das Glück völligen Einsseins, völliger Klarheit und Harmonie. Und ins Bewußtsein erhebt sich die Erkenntnis, daß hier, fern von der Heimat, große Aufgaben liegen, die zu erfüllen sind. Dieser Gedanke vergrößert das Glück, das im Gefühl seinen Anfang nahm, und ich schwimme eine Weile zwischen Denken und Fühlen dahin. Dann gleite ich aus dieser überpersönlichen Stimmung, die allen zugänglich ist und für jeden köstliche Augenblicke bereit hält, in die Wirklichkeit zurück. Ein Wimperschlag, und im Nu flutet die äußere Welt mit ihrer unendlichen Fülle in mich ein. Das Leben hat mich wieder. Ganz hat es mich wieder, aber verändert. Reicher bin ich geworden, klarer, freudiger, entschlossener, ungestümer im Drang, dem großen Plan zu dienen, der sich an den Horizonten abzeichnet.

An ein Boot trete ich heran. Ich will hinausfahren und steige ein. Ein Bursche führt das Ruder. Auf eine Sandbank flußaufwärts halten wir zu. Je weiter wir fahren, desto mehr rücken

die Einzelbilder von Kazimierz zusammen. Und jetzt fasse ich es mit einem Hinschauen ganz. Eine Handelsstadt war es und ist es nicht mehr. Eine lebhafteste Stadt war es, eine stille ist es geworden. Eine schöne Stadt war es und ist es trotz allem noch. Mit diesem Rest von Schönheit will es ein neues Leben beginnen. Seine Zukunft wird im Geistigen liegen, denn mutig und zukunftsgläubig hat es sich zum Ziel gesetzt, Menschen aller Schichten und Landstriche in seinen Mauern zu beherbergen, ihre Gedanken und Gefühle, Wünsche und Absichten zu stillen, zu beruhigen, vom Alltag weg auf die großen Dinge der Natur und des Lebens hinzulenken und den einzelnen in das unermessliche Fließen der großen allgemeinen Gedanken unserer Zeit aufzunehmen. Dem einen wird das Eingehen in das Fließen und Strömen schon hohes Glück bedeuten und neue Kraft zum Schaffen und Tätigsein in ihm auslösen. Im anderen wird Geistiges und Künstlerisches angebahnt oder vollendet werden. Ein großes Ziel für eine kleine Stadt! Ich traue ihr im Rahmen der gewaltigen Dinge, die sich vollziehen, alles zu. Für mich ist der Name Kazimierz von nun an eine Verheißung.

Der Bursche am Ruder ahnt nicht, was ich denke. Vielleicht wundert er sich, daß ich unverwandt auf das Städtchen blicke. Aber es ist mir nicht entgangen, daß der Tag zur Neige geht und der Himmel sich rötet. Weiter flußaufwärts treibt ein Kahn. Andere Menschen und andere Gedanken sind seine Fracht. In seiner Winzigkeit nimmt er sich wundervoll gegen den Abendhimmel auf der gewaltigen Wasserfläche aus, die in ewigem Fließen die Beskiden mit der Ostsee verbindet. Noch einmal wollen mich die schweifenden Gedanken, vom sanften Gleiten des Bootes bekräftigt, der Wirklichkeit entführen. Aber ich dränge zur Heimfahrt und habe bald wieder festen Boden unter den Füßen.

Die Stadt ist in den Schatten ihrer Hügel gerückt. Soll ich bleiben? Eine Nacht und noch einen Tag dazu? Es lockt mich. Ich schwanke — und kehre dann doch der Stadt den Rücken. Ein unvergleichlicher Tag war es. Aber es ist genug. Es muß genug sein.



WACHTTURM OBERHALB DER BURGRUINE IN KAZIMIERZ

BRUTZEIT AM SIEMIENSEE

VON WILHELM FABRICIUS

ZEICHNUNGEN VOM VERFASSE

Im Frühling ist es schade um jede verschlafene, erst recht um jede zwecklos vertane Nacht. Also wird gearbeitet, um dafür einen Frühlingstag freizubekommen.

Morgen abend muß ich in Radzyn sein. So will ich mir auf der Hinfahrt die Zeit nehmen, die ich mi nächtlicher Arbeit gewann, um den Siemiensee in den Tagen zu besuchen, an denen die Zugvöge des hohen Nordens noch unterwegs sind und am See rasten, die Einheimischen aber im Hochzeitskleid prangend ihre Paarungsspiele aufführen. Jetzt ist das alte Schilf vielfach gemäht, das jung noch so niedrig, daß viel mehr zu sehen ist als im Sommer. Wenn auch viele Stimmen im große Vogelkonzert noch fehlen, so sind andere nur jetzt zu hören in der Brutzeit. Dieser Siemiensee ist de einzige See weit und breit, der um die frühe Jahreszeit Nahrung bietet für all das Entenvolk. Di Flößchen haben meist zu wenig Deckung oder so viel, daß ein Entenbeobachten nicht möglich is selbst wenn es dir gelungen ist, über grundlose Wege bis an die Entenbuchten zu gelangen. Die viele Fischteiche aber sind jetzt erst frisch bespannt worden. Deshalb trifft sich im Ostermond und Ma alles Wassergeflügel am Siemiensee, und es lohnt sich schon, vorsichtiger Gast an seinen Ufern zu sein. Eine herrliche Allee von frisch begrünten Birken ist der geradeste Weg zum See. Aber beim Dorf — jetz rein polnisch — biege ich ab auf einen schmalen Pfad. An den verschwiegenen und verwachsene Teichen führt er vorbei, an denen Säume von altem Schilf allerlei kleines Wassergeflügel beherbergen. Noch sind die Rohrsänger nicht da, die ihre Kinderwiege zwischen die frischen, grünen Stengel hänge werden, die eben erst wie Spieße aus dem Wasser ragen. Vom Mühlenwehr her aber klingt des Eivogels heller Schrei, und zwei funkelnde, blaublitzende Vögelchen jagen sich mit starenchneller Flug um die Weiden. Gleich darauf sind sie zurück, schnurren in voller, ungebremster Fahrt gegen den dunklen Überhang des ausgewaschenen Mühlengrabens und sind ausgelöscht — verschwunden. Ich warte eine ganze Weile, indes die Wasseramsel mir ihr Liedchen singt und der Zaunkönig ein heftige Auseinandersetzung hat mit seinesgleichen — oder ist es seine Königin? Plötzlich schießt d funkelnde Kugel wieder aus ihrem Loche unter dem Überhang, ihr nach die andere, schrillen Schre mir am Kopfe vorbei, daß ich deutlich das Brummen der Kolibriflügel vernehme. Dort in jenem Loch tief in der Erde werden die jungen Eisvögel aufgezogen werden. Fischchen auf Fischchen werden d Alten bringen, im Kopfsprung von der Warte stoßtauchend ergattert, und Kotbällchen und Gräte gewölle werden die Eltern weit wegbesorgen, den heimlichen Bunker nicht zu verraten. Über de offenen See aber sind andere Stoßtaucher am Werk. Dreierlei Seeschwalben sehe ich langsam über d Fläche fliegen mit laurigen Schlägen der langen Möwenschwingen. Hier und da zuckt eine der Jägerinnen zusammen, schlägt einen Haken oder scheint im Fluge plötzlich anzuhalten; doch alsbald rudet sie schon wieder weiter. Aber dort: die rußgraue Fliegerin, sie schlägt einen blitzschnellen Bog nach unten, klatscht ins Wasser und ist sofort wieder in der Luft, anscheinend heftig schlingend. Jetzt kippt eine andere, schneelig weiß mit schwarzem Käppchen, vorlings ab, das Wasser spritzt, und heftig zappelnd wird ein Fisch ans Licht gerissen. Segelnd wirft die Fischerin den Kopf zurück, schluckend und würgt und bringt den dicken Happen glücklich unter.

Die weißen Lachmöwen, jetzt mit schwarzen Hochzeitsmasken geziert, sind offenbar schon bei Nesterbau. Sie treiben sich mit viel Geschrei in den breiten Schilfrändern umher, nur hin und wieder über das Altschilf emporflatternd. Dann aber erhebt sich Paar auf Paar, denn der Rohrweihenter wagte es, dem Brutplatz nahe zu kommen. Aber der kennt das schon, und es stört ihn nicht sonderlich das Geschrei der ihn hassenden Möwen. Gaukelnd in der leichten Brise entgeht er ihren Schnakstößen. Dann ergreift auch ihn die Frühlingslust. Aber der Schrecken des Sees bringt auch kein schön Balzspiel zustande. Er schraubt sich höher und höher, und wie wenn er sich seiner geringen Kunstschämte, beginnt er erst dort droben seinen schwankenden Balzflug. Der Gabelweiß und der schwarze Milan haben melodische Stimmen, der Korn- und der Wiesenweiß zeigen kunstreiche Flugfiguren. Der Rohrweiß hat nur einen einzigen Raubvogelschrei, und nur seinem Weibchen gefällt sein taumelndes Hochflug.

Schnell haben sich die Möwen wieder beruhigt oder dem häuslichen Streit zugewandt, ohne der bei ihnen nun mal nicht geht.



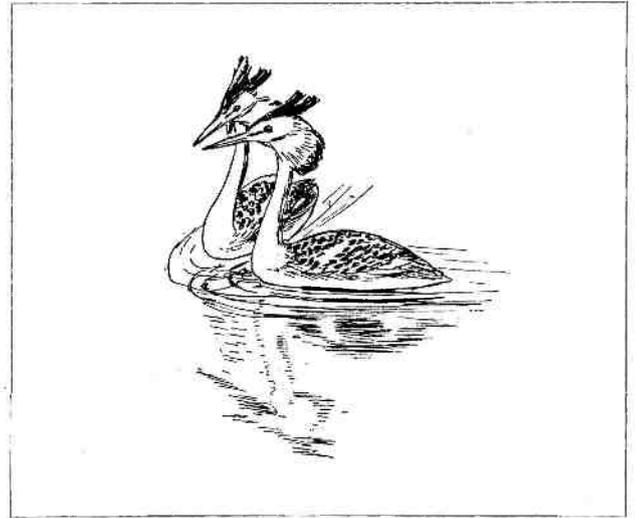
L A N D S C H A F T B E I S I E M I E N

Ein helles Trillern lockt den Blick auf den See zurück. Schon vorhin sah ich den stolzen Haubentaucher dort einsam rudern. Gleichmäßig, tief im Wasser liegend, zog er seine Bahn, verschwand, wie vom Wasser verschluckt und tauchte auf, daß die stille Oberfläche kaum ein paar Kreise zog. Jetzt plötzlich wird er lebhaft, schießt wie ein Torpedo über die Fläche und ist da, wo ein silberheller, schlanker Hals aus dem blauen Wasser ragt. Seite an Seite schwimmen die Taucher auf mich zu und beginnen ihr seltsames Liebesspiel. Sie schnäbeln mit steilgereckten Hälsen, biegen die schnurrigen Köpfe hell trillernd zurück, die dunklen Hauben auf den Rücken legend. Sie wenden sich einander zu und wieder voneinander ab, mit den Schnäbeln beinahe den Schwanz berührend. Sie suchen sich wieder.

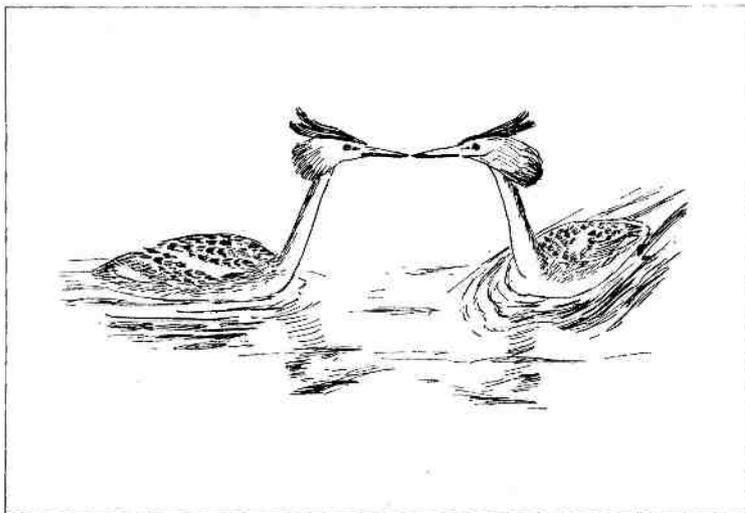
Sie richten sich hoch auf dem Wasser auf, die Schnäbel einander zugekehrt, sinken zusammen und wenden sich wieder ab. So wechseln die Figuren ihres Tanzes, bis sie schließlich nach kurzer Jagd über den See ihre Hochzeit vollziehen. Ihr helles Trillern klingt fröhlich in das Rufen der Strandläufer und das zärtliche Grillen der Krickenten. Dem gehe ich jetzt nach, denn die Entenbuchten liegen in einem abgelegeneren, verwachsenen Teil des großen Sees, wo schmale Kanäle durch die Wiesen geschnittenen Schilfs und geschnittenen Kolbenrohrs, durch die schwimmenden Bestände der Krebschere und des Wasserknöterichs führen.

Überall zwischen den hellgrünen Spitzen des jungen Schilfs und den braunen Strünken der alten Rohrwälder liegen Enten. Die großen Stockenten schnattern zärtlich unter den dünnen Wedeln der Wasserrandfarne und den blühenden Wällen von gelben Bachburgeln, üppigem Sumpfgreiskraut und weißem und rosenrotem Schaumkraut. Der Erpel biegt den dunkelgrünen Hals eitel vor der braunen Gemahlin, bis er, vom leisen Geräusch gewarnt, ihn aufmerksam äugend aus den Blumen reckt.

Unweit von mir liegen zwei der zierlichen kleinen Krickenten im flachen Wasser. Er lockt zärtlich: krück — krück — krück! und läßt den prächtigen rotbraunen Hals und Kopf und den grünen Wangenfleck goldig in der Sonne blinken. Selbst wenn er gründelt, erfreut er mit bunten Farben. Dann leuchtet erst sein blaugrüner Spiegel und dann der wie vergoldete Sterz. Auch die zimtbraunen langen Rückenfedern von einem Schnattererpel entdeckt mein Glas in einer kleinen grünen Binsenwiese. Im Altschilf ist der braun und grau getüpfelte und gewässerte Bursche kaum auszumachen. Aber dahinter blitzt etwas Schneeweißes auf! Vorsichtig pürsche ich mich heran. Der schmale Damm hat wenig Deckung, und ich muß stellenweise auf dem Bauche kriechend mich weiterschieben. Jetzt erhebt sich der weiße Erpel prahlend und flügelschlagend auf dem Steiß:



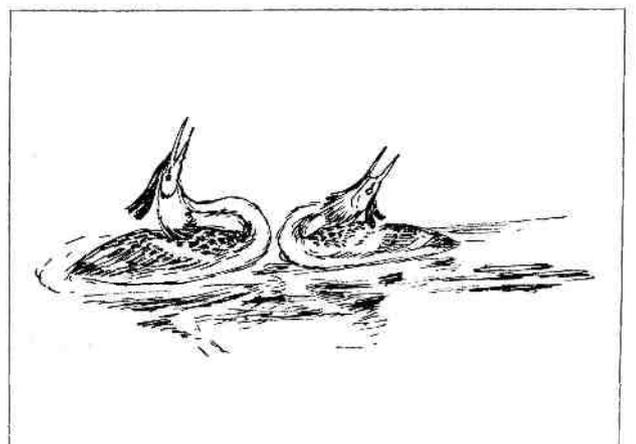
jetzt leuchtet auch der blanke braune Kopf. Lange schwarze Rückenfedern mit hellbraunen Fahnen flattern, als er sein Gefieder schüttelt. Das ist der Erpel der schönen Spießente! Nun habe ich sie doch gestört. Erst steht die Ente auf, dann der Erpel und zeigt die langen braunen Spieße in seinem Stoß.



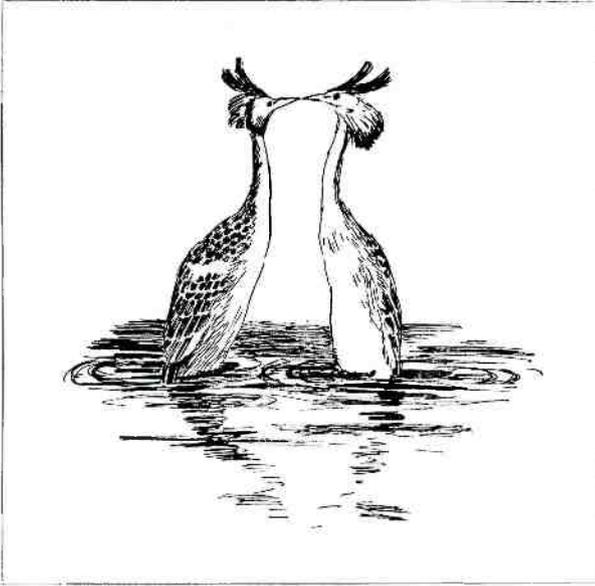
Ein paar kleine Enten kreisen in blitzschnellem Flug über dem See. Sie werfen sich dabei hin und her, wie wenn sie sich behaglich in ihrem Element wiegen wollten, das doch eigentlich das Wasser ist. Die schnell geschwungenen schmalen Flügel verschwinden in der hohen Luft wie das Flirren von Insektenflügeln in der Sonne. Das sind die kleinen Erpel der Knäckente, die in großen Scharen den See bewohnt. Überall tönt ihr Schnarren, wie wenn ein Flug Misteldrosseln in den Ebereschen gestört wird.

Die Ente wird schon ihr Nest im Weidengestrüpp bezogen haben. Die Erpel, die droben ihre Flugspiele üben, obwohl die Reizezeit eigentlich vorüber ist, tragen jetzt lange, hellbraune, schwarzgekielte Rückenfedern. Ihre goldbraune Brust leuchtet in der Sonne.

Es müssen aber noch viel mehr Entenarten hier zu finden sein; denn die hier zu brüten pflegen, sind wohl schon dabei, mit Ausnahme der Tafel-, der Reiher- und der Schnatterente, die immer erst Ende Mai oder Anfang Juni anfangen. Außerdem müßten eigentlich die Zugenten aus der Tundra noch da sein. Aber ich sehe immer nur Stockenten, Kricken und Knäckenten, wie ich auch suche. So erfreut mich einstweilen der dichte Teppich der Wasseralee, der mit weißen dreizipfligen Blüten bestickt ist, und aus dem hier und da die Gruppen der hellroten Blumen-



Haubentaucher



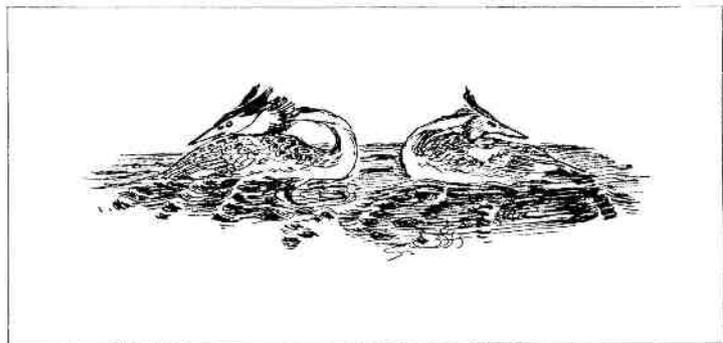
binse ragen. Ich habe heute Zeit und lange Stiefel; so bin ich auch nicht auf die deckungslosen Dämme angewiesen, sondern kann mich langsam durch die dichten Weiden-Erlenbestände drehen. Die Wurzelstöcke der Büsche stehen tief im duftenden Sumpfporst, der über und über mit Blütenbällen bedeckt ist. Dazwischen leuchten gelbe Dotterblumen und die Glöckchen der Preiselbeere. Feine Türkenbundblütchen stehen über den langen Moosbeerzweigen. Die zierlich gefransten Hyazinthenblüten des Fieberklees stehen auf unbetretbarem Boden. Dann habe ich wieder Ausblick auf eine runde Blanke im rosenroten Knöterichteppich einer kleinen Bucht. Kleine dreifarbige Erpel mit rotbraunen Köpfen, silbergrauen Rücken und schwarzen Westen umschmeicheln mit leisen Sehnsuchtslauten ihre Enten. Das sind die vielbegehrten Tafelenten, die einzigen Tauchenten, die wirklich gut schmecken, die aber, wenn die Jagd auf-

geht, immer noch nicht fertig sind mit der Aufzucht ihrer Jungen.

Seit einer Weile schon höre ich hier und da ein eigentümliches Knarren. Erst denke ich, es sei die Knäckente, die auch ähnliche Töne zuwege bringt. Aber dieses Knarren ist stärker und anders, etwa wie das Streiten der Saatkrähen. Eine unbekannte, rotköpfige Ente rudert mit tief getragendem Hals und Stoß anscheinend unentschlossen auf der Blanke herum. Da schießt ein viel größerer Erpel mit dunkelgrünem Dickkopf, dunkelblauem Rücken und weißen Seiten flach wie ein Gleitboot auf sie zu, umkreist sie, wirft den Kopf zurück, daß der steile Scheitel den Rücken berührt und läßt dabei das seltsame Knarren hören. Dann läßt er den Kopf bis fast aufs Wasser fallen, weiße Wangenflecke leuchten, schwarzweiße Federbänder flattern an den Rückenseiten, indes er neben ihr herschwimmt. Plötzlich scheint er sich zu erheben; aber er umtanzt nur wassertretend und flügelschlagend seine Dame, daß der dunkle Rücken, der weiße Bauch und die roten Schwimmer wunderbar zur Geltung kommen. Weithin schallt dabei sein knatterndes: kwak — kwakkwa — kwak. Es ist das erstemal, daß ich ihn bei seinem Liebesspiel zu sehen bekomme, den stolzen Erpel der Schellente!

Es sind merkwürdige Vögel, diese Schellenten! Hier am Siemiensee brüten sie auf Grasbülten mitten im Sumpf, kaum etwas gedeckt durch Weidengebüsch. So erzählte mir der volksdeutsche Bürgermeister von Siemien, dem zu mißtrauen ich keinen Grund habe. An anderem Ort, im „heimlichen Winkel“ am Wieprz, sah ich sie in einer Baumhöhle! Und eigentlich zu Hause ist sie überhaupt nicht hier, sondern im Norden.

Eben fällt wieder ein neues Entenpärchen ein, das ich schon seit einer ganzen Weile mit dem Glas beobachte. Es macht mir die Freude, ganz nah bei mir den Schilfrand anzunehmen. Das ist ein prächtiger, bunter Bursche, der da auf seinen Schwimmern wassert, oder sie doch als Bremsflächen beim Niedergehen aufs Wasser benutzt. Goldgrün ist der Kopf, breit der weiße Kragen und dunkelbraunrot der Bauch. Aber am merkwürdigsten ist der mächtige, blaugraue Schnabel, der auch dem braunen Weibchen eignet: Das sind Löffelenten, die hier ziemlich häufig sind und ebenfalls auf unzugänglichen Grasbülten brüten. Viel zu schnell verschwinden die beiden im Röhricht.



Ich muß noch einmal zu dem tanzenden Schellerpel zurück, ihm noch einmal zusehen. Aber er ist nicht mehr da!

Dafür schwimmt etwas anderes auf seiner Blänke umher: ein kleiner schneeweißer Kerl. Das ist keine Ente, der Schnabel ist zu klein, der Kopf ganz anders und er liegt tief im Wasser wie ein Taucher. Glas her! Ich muß doch wissen, was für ein Vogel das ist! Jetzt zeigt er dunkle Bänder am Vorderkopf und im Nacken, der Rücken ist schwarz, die Seiten schimmern bläulich wie geglühtes Eisen. „Keine Ahnung hab ich, wer du bist!“ Da kommt das Weibchen aus dem Kraut. „Aha, jetzt kenne ich euch! So sah ich euch im Sommer am Kurischen Haff und im Spätherbst am Bodensee: oben braun, unten weiß, ein schwarzer Strich am Zügel; ihr seid Zwergsäger, Taucher und Unterwasserschwimmer und nur selten zu entdecken!“ Jetzt tragen die Säger ihr Hochzeitskleid, das ich noch nie gesehen hatte. Hier sind sie nur Gäste. Sie kommen immer mit den Schellenten zusammen und brüten wie sie im hohen Norden. Wenn auch ein paar Schellenten hier bleiben; den Zwergsäger habe ich immer nur auf dem Durchzug gesehen.

Es wird Zeit, wieder dem Wagen zuzugehen. Aber ich schreite leise und vorsichtig, wie es not tut zum Hören, Sehen und zum Nichtstören. An dreiviertel Stunden gehe ich den langen Süddamm des Sees entlang, ohne etwas Besonderes zu bemerken, wenn auch erfüllt von dem vielfältigen Vogelleben. Doch da schnarrt es wieder wie eine balzende Nebelkrähe. Ist's wieder der Schellerpel? Ich suche eine Weile nach einem Ausblick aus dem alten Schilf und dem verworrenen Buschwerk, das den Damm besäumt, dann suche ich eine ganze Weile mit dem Glas. Ich finde ein paar Samtenten. Nur einen weißen Augenfleck hat der Erpel und einen weißen Spiegel. Sonst ist er ganz schwarz. Es sind die ersten und einzigen, die ich zu sehen bekomme; denn die Samtenten sind scheu und vorzügliche Taucher; sie fliegen höchst ungerne. Sie sollen tranig schmecken. Aber vielleicht haben sie diesen Ruf auch nur deshalb, weil sie schwer zu bekommen sind. Mich hat auf der Entenjagd an diesem See ja auch eine angeführt.

Aber jetzt geht's beschleunigt dem Wagen zu. Ich bin schon beinahe an dem offenen Teil des Sees, im Gebiet der Taucher und der Seeschwalben, da gibt's mir wieder einen Ruck: da bellt etwas wie ein Hundchen, aber melodisch in mehreren Tönen, dazwischen ein hohes Klickern; auauauau — glück — auau — glück!? Völlig unbekannt ist mir diese Stimme, und ich war schon so stolz, die meisten Tierstimmen zu kennen, die in der Heimat, und jetzt auch die, die hier im Weichsland vorkommen. Ich muß lange mit dem Fernglas suchen. Es ist ziemlich weit weg, aber sicher im See, das seltsam singende Tierchen. Endlich entdecke ich etwas Weißes. Stellenweise scheint es auch rotbraun zu sein. Es ist doch eine Ente! Jetzt dreht sie sich. Sie ist weiß mit brauner Brust, und im Stoß hat sie lange, fröhlich nach oben gestellte Spieße. Die sind noch viel auffallender als die der Spießente, die doch davon ihren Namen hat. Diese Ente kenne ich nicht. Sie ist sicher ein Gast aus dem Norden. Ich mache mir Notizen, um später zu fragen. Ich habe es dann auch erfahren: Es war die Eisente aus der Tundra, hier im Binnenland ein seltener Wintergast. Es scheinen mehrere dort drüben hinter der Landzunge der kleinen Insel zu sein, denn ihr Gesang tönt leise aber vielstimmig herüber. Einige sehe ich lebhaft herumschwimmen, mit hoch erhobenen Köpfchen und Spießen.

Nun ist meine Neugierde gestillt. Ich sehe noch ein paar Reihern nach, die vor mir aus dem jungen Schilf aufstehen und der Abendsonne zurudern, dann treffe ich mich mit meinem Fahrer, der indessen Fische eingehandelt hat, und schwanke auf aufgefrorener, jetzt stellenweise reichlich weicher Straße gen Lublin.



D O R F M A R K O W A V O M K I R C H T U R M A U S G E S E H E N

MARKOWA – EIN POLNISCHES DORF?

VON DR. HEINRICH GOTTONG

Das dem Nordrand der Karpaten vorgelagerte Gebiet umschließt einen breiten Streifen besten Ackerbodens, dessen Fruchtbarkeit vom Reiche aus bis in die Schwarzerdegebiete der Ukraine ständig zunimmt. Die Fruchtbarkeit des Bodens hat schon seit dem Mittelalter bäuerliche Kolonisten aus verschiedenen Teilen Mittel- und Osteuropas angelockt.

Im 13. und 14. Jahrhundert ist dieser Boden, der von einem siedlungsfeindlichen Walddickicht überwuchert war, von deutschen und besonders von schlesischen Bauern gerodet und in Kultur genommen worden. Die Tatarenstürme im 13. Jahrhundert haben zwar die jungen Siedlungen schwer heimgesucht, konnten aber insgesamt nur eine kurze Unterbrechung in dem Fortgang der Rod- und Besiedlungstätigkeit bringen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts überzog ein dichtes Netz deutscher Dörfer das Hügelland der Vorkarpaten. Die Grenzen dieses ausgedehnten Gebietes sind im Norden und Osten im wesentlichen durch die Städte Bochnia, Tarnow, Dembica, Landshut, Jaroslau und den Lauf des San gekennzeichnet. Darüber hinaus befindet sich noch eine Gruppe von Siedlungen um Lemberg und eine weitere etwas ostwärts Przemysl.

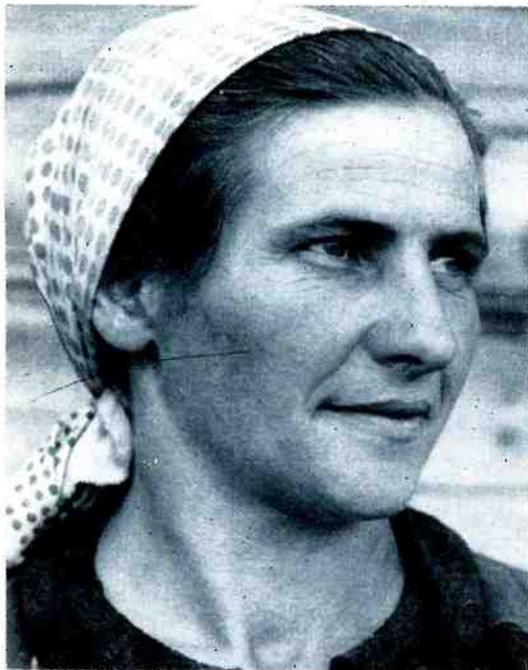
So ähnlich auch die Bodenverhältnisse und die Lebensvoraussetzungen in den einzelnen Siedlungslandschaften des Karpatenvorlandes sind, so auffallend sind doch die Unterschiede in der Lebensform der Bewohner einzelner Dörfer des gleichen Volkstums.

Diese Tatsache kann ihren Ursprung und ihre Erklärung nur darin haben, daß in den Bewohnern einzelner Siedlungen verdeckt und unbewußt noch Reste eines ursprünglichen, jetzt verschütteten Volkstums erhalten geblieben sind, und daß sie als Nachkommen mittelalterlicher Einwanderer deren Erbe gefühlsmäßig gehütet und erhalten haben.

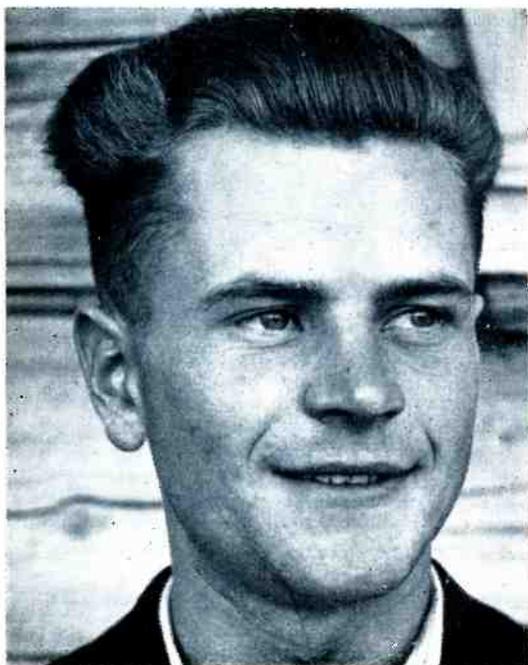


Ein Dorf in der Nähe von Landshut soll als Beispiel dienen. Wer aus eigener Erfahrung die Straßen und Dörfer des früheren Polen kennen gelernt hat und von Przeworsk die Straße über Urzejowice, Mikolice und Bialoboki in Richtung auf Landshut führt, der wird erstaunt sein, unmittelbar anschließend an Bialoboki ein verändertes Dorfbild mit einer breiten, graden Straße und planmäßig angelegten Gehöften anzutreffen.

Bei aller Planmäßigkeit und bei der klaren Gliederung wirkt die Anlage jedoch nicht nüchtern und wesenlos. Hier in diesem Dorfe Gać sind bei aller Ordnung dem persönlichen Gestaltungswillen des Einzelnen noch genügend Raum und Entfaltungsmöglichkeiten gelassen. Die Anlage des Dorfes, der einzelnen Gehöfte und der Häuser lassen die Wesensart ihrer Erbauer und Bewohner erkennen.



Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn man das unmittelbar an Gać anschließende Dorf Markowa erreicht. Es lohnt sich, die Einzelheiten des Dorfes, seine Bewohner und ihre Lebensweise näher zu betrachten. Das Dorf liegt in einer flachen, langgestreckten Talsenke. Schon äußerlich fällt es durch seine beachtliche Ausdehnung von etwa 9 km auf. In der ganzen Länge wird es von drei Straßen durchzogen. Gegenwärtig besitzt es 1000 Wohnplätze mit etwa 4500 Einwohnern. In der zunächst regellos erscheinenden Folge der Hausnummern entdeckt man bald eine Ordnung, wenn man auf halber Höhe längs der beiden Straßen nördlich und südlich der Mittelachse des Dorfes die ältesten Häuser herausucht. Sie tragen die Nummern 1 bis etwa 200. In ihnen haben wir die alten Höfe bzw. Hofplätze vor uns. Von diesen Höfen aus erstreckte sich der zugehörige Landbesitz, die Hufe, als langer breiter Streifen den Hang hinauf bis an die Grenze der Dorfgemarkung. In späterer Zeit, als es nicht mehr möglich war, den Boden ungeteilt weiter zu vererben, entstanden oberhalb, unterhalb oder auch neben den ursprünglichen Wirtschaften neue jüngere Häuser jeweils mit derjenigen Nummer, welche die Anzahl aller Häuser des Dorfes nannte. Heute stehen auf einer ursprünglichen Hufe oft mehrere Bauerngehöfte und Einzelhäuser von Häuslern und Handwerkern neben einander. Auf diese Weise ist die scheinbare Regellosigkeit in der Reihenfolge der Hausnummern zu erklären.



Die Häuser sind aus Holz errichtet, die Wände aus Blockwerk; das Dach ruht nicht auf den Wänden, sondern auf einem besonderen Stützbau, es ist in der Regel aus Stroh, gelegentlich auch aus Holzschindeln und in neuester Zeit aus Steinziegeln. Die Wände des Hauses stehen auf einem festen Grund, einer Steinunterlage oder bei Unebenheit des Bodens auf einer künstlichen Erhöhung. Der überwiegende Teil aller Häuser besitzt einen Keller. Die allgemeine Hofform ist in Markowa das vierseitig geschlossene Gehöft mit einer verschließbaren Toreinfahrt. Dem Wohnhaus gegenüber liegt der Viehstall und oftmals eine Scheune. Bisweilen befindet sich diese als Längsscheune neben oder vor dem Wohnhaus, ohne mit ihm verbunden zu sein; dann besitzt sie Ausmaße wie man sie von den polnischen Bauerndörfern nicht gewohnt ist. An der Südseite der Häuser befinden sich sorgfältig von Hecken oder Zäunen umschlossene Blumengärten. Die Häuser selbst werden von großen Bäumen, meist Linden, überragt. Zu jedem Haus gehört ein Ziehbrunnen, zu jedem ursprünglichen Stammgehöft auch eine eigene Windmühle.

DREI GENERATIONEN EINER MARKOWAER FAMILIE: GROSSMUTTER, MUTTER UND SOHN



EINER DER BAUERNHÖFE IN MARKOWA, DIE SICH DURCH SAUBERKEIT UND SCHÖNE ALTE BÄUME AUSZEICHNEN

Die Flächen zwischen den Häusern sind, soweit sie nicht als Obstgärten genutzt sind, mit Rasen bewachsen. Die Inneneinrichtung der Häuser ist im wesentlichen überall gleich. Durch den Eingang an der Längsseite des Hauses kommt man in den verhältnismäßig geräumigen Flur, in dem sich die gesamte Hauswirtschaft und das Leben der Familie abspielt. Einen wesentlichen Raum nimmt darin der mächtige Ofen ein, der gleichzeitig Herd ist, daneben aber auch noch eine Bratröhre, den Backofen und einen Warmwasserspeicher enthält.

Soviel läßt das äußere Bild selbst von der Lebensform seiner Bewohner erkennen. Wir hatten Gelegenheit, uns längere Zeit dort aufzuhalten, gründlichere Beobachtungen anzustellen und durch den häufigen Besuch einer größeren Zahl von Familien Dingen nachzugehen, welche dem Auge bei einer flüchtigen Betrachtung entgehen. Dabei fiel zunächst die sorgfältige Behandlung auf, welche der Bauer seinem Acker zuteil werden läßt. Sein Stolz sind sein Besitz und sein Vieh, dem er besondere Pflege angedeihen läßt. Auch bei einem Landbesitz von nur 2—4 ha geht das Streben dahin, möglichst zwei Pferde zu haben und sie nicht

HERDSTELLE IN EINEM MARKOWAER BAUERNHAUS



zu haben und sie nicht



HOCHZEITSGESELLSCHAFT IN MARKOWA. DIE GESICHTER ERZÄHLEN EINE EINDEUTIGE FAMILIENGESCHICHTE

über ihre Kräfte in Anspruch zu nehmen. Sie sind des Bauern besondere Liebhaberei. Ähnlich verhält es sich mit der Haltung von Rindern, die nur in ganz seltenen Fällen als Zugtiere benutzt werden.

Eine weitere Sorge der Bewohner gilt der Vergrößerung, der Vermehrung und Verbesserung des Landbesitzes. Bis in die jüngste Zeit hinein ist es ihnen gelungen, trotz allen Schwierigkeiten seitens der Gesetzgeber und des Adels die sinnlose Aufteilung und Zersplitterung des Bodens zu verhindern. Erst in den letzten 3 Generationen begann die eigentliche Aufteilung der Hufen unter den Erben nach polnischem Brauch. Um diese Zersplitterung aufzuhalten, verzichteten die bäuerlichen Familien auf den herkömmlichen Kinderreichtum. Als sich das Anerbenrecht schließlich nicht mehr durchführen ließ, wurden die nichterbenden Söhne entweder auf eine höhere Schule oder als Arbeiter in das nähere oder weitere Ausland geschickt. Die Bindung an den Boden und das Streben nach eigenem Bodenbesitz sind aber so stark geblieben, daß auch diese Auswanderer wieder in die Heimat zurückkehrten und für das ersparte Geld ein eigenes Haus bauten oder gemeinsam mit anderen, die sich mit ihrem geringen Besitz nicht begnügten, einen Meierhof erwarben, diesen dann aufteilten und getrennt bearbeiteten. So sind von Markowa aus eine Reihe von neuen Bauernsiedlungen bei Lublin, Sokal, Zamosz, Hrubieszow, Tarnopol usw. entstanden.

Auf mehrfache Rückfragen erfuhren wir immer wieder, daß es innerhalb der einzelnen sozialen Schichten und Besitzgruppen im Dorfe keine nennenswerten Standesunterschiede gibt. Unterschiedliche Besitzverhältnisse bilden z. B. für die Eheschließung zwischen einem reichen Bauern und der Tochter aus einer besitzlosen Häuslerfamilie keinen Hinderungsgrund. Diese Tatsache wird wohl mit Recht auf das Gefühl der Ebenbürtigkeit zurückzuführen sein, welches durch die Abstammung aus gleicher freibäuerlicher Wurzel gegeben ist.

Weitere Überraschungen bieten das Gemeindeverzeichnis und die Kirchenbücher mit der erstaunlichen Häufigkeit deutscher Familiennamen, wenn auch in polnischer Schreibweise. Eine erste Zählung ergab etwa 80—85% deutscher Namen: Szylar, Szpytman, Homan, Balawender, Flejszar, Kud, Welc, Bytnar, Rejman, Kochman, Cwynar, Bar, Olbrycht, Lew, Pelc, Ulman, Kraus, Bonk, Grad, Kilian usw. herrschen vor. Wegen der Kürze der Zeit war es vorerst nur möglich, für eine kleine Anzahl von Familien eine Ahnenaufstellung zu geben. Es zeigte sich, daß in der Urugroßeltern-generation von 16 Namen im Durchschnitt immer 13—14 deutsch waren. Das gleiche Ergebnis hatte die Ahnenaufstellung für Personen mit slawischen Namen. Auch hier waren in der gleichen Generation außer den Namensträgern nur noch ganz vereinzelt nichtdeutsche Namen anzutreffen, so daß der Satz von 80—85% deutscher Familiennamen gerechtfertigt bleibt. Daraus geht hervor, daß die ur-

sprüngliche deutsche Bevölkerung dieses Dorfes im Laufe der Zeit nur in einem verschwindenden Maße Nichtdeutsche aufgenommen hat.

Selbst nachdem das deutsche völkische Bewußtsein verlorengegangen war, ist das Rassebewußtsein, das Gefühl besonderer persönlicher Werte gegenüber der polnischen Bevölkerung erhalten und wachgeblieben. Das geht einerseits aus den Heiratseintragungen in den Kirchenbüchern hervor, an denen sich beobachten läßt, daß bei Heiraten aus und nach Nachbardörfern ständig diejenigen übergegangen wurden, in denen die Zahl der slawischen Namen überwiegt, obgleich diese Dörfer näher liegen als jene, in denen ebenfalls deutsche Namen vorherrschen. Andererseits zeigen sich die Folgen dieser Gattenwahl in dem guten Erscheinungsbild des Durchschnitts der Bevölkerung, das sich im großen und ganzen freigehalten hat von fremden Einschlägen. Ein weiteres Zeichen der gesunden erblichen Veranlagung ist die Tatsache, daß uns kaum Menschen mit körperlichen oder geistigen Gebrechen begegneten.

Auffällig ist eine überdurchschnittliche Begabung in der gesamten Bevölkerung. Das geht daraus hervor, daß es im ganzen Orte kaum einen gelernten Handwerker gibt, sondern jeder alle Gebrauchsgeräte, Möbel, Werkzeuge wie auch die vorher erwähnten Windmühlen nach seinen Bedürfnissen selbst anfertigt. Daneben besteht eine besonders starke Begabenschicht. Aus der gegenwärtigen Generation dieses Dorfes stammen z.B. 30 Lehrer und Lehrerinnen, 20 Geistliche, 2 Hochschulprofessoren, 2 Rechtsanwälte, 1 Tierarzt u. a.

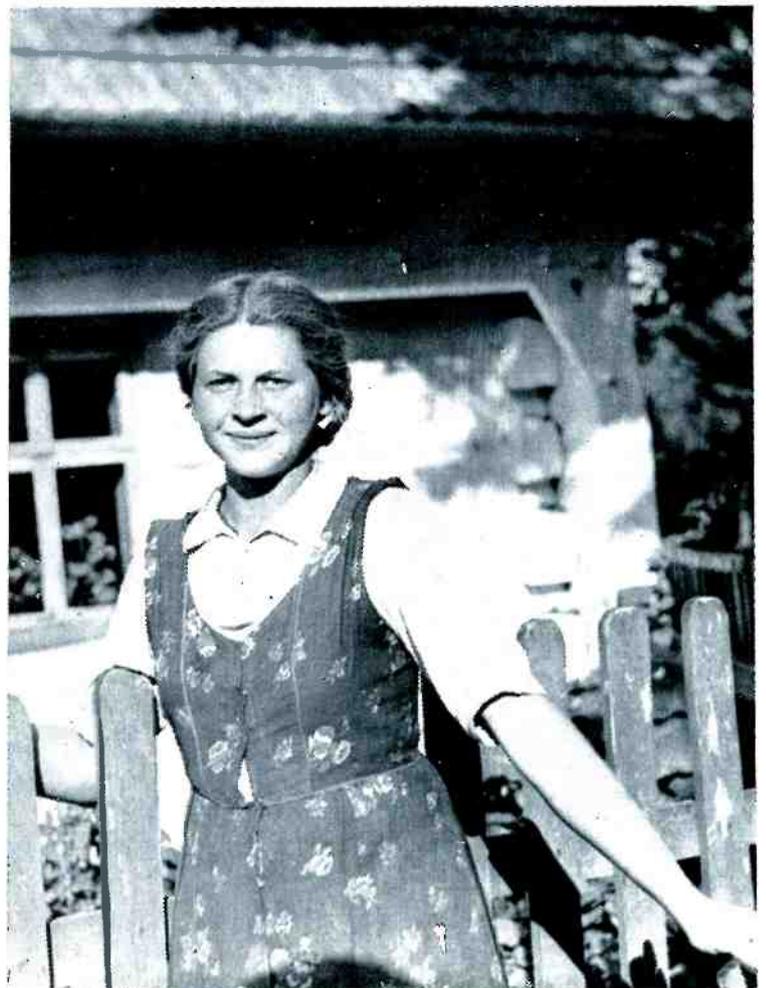
Alte Urkunden und Schöffebücher von Markowa lassen in bester Weise die besondere Entwicklung der Bewohner im Vergleich zu den Nachbardörfern erkennen. In einer Urkunde vom Jahre 1384 befindet sich unter 11 Namen von Dörfern des Kirchspiels Landshut, welche den Kirchenzehnt abzugeben haben, auch Markowa (Markenhov). Während in den Schöffebüchern der Nachbargemeinden und in den benachbarten Herrschaften im Anfang des 16. Jahrhunderts bereits vereinzelt die polnische Sprache auftritt, sind die Schöffebücher von Markowa 1591 bis 1624 ausschließlich in deutscher Sprache abgefaßt. Der Grund ist darin zu suchen, daß Markowa mit einigen Orten seiner weiteren Umgebung ein völlig geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet gebildet und ununterbrochen der gleichen Grundherrschaft angehört hat.

Wie die Geschichte des Dorfes weiter berichtet, gehörte es 1623 dem Grafen Konstantin Korniakt. In jenem Jahr wurde es von den Tataren zerstört und die Bevölkerung verschleppt. Korniakt hat jedoch einen großen Teil der Familien wieder sammeln, zurückführen und für den Wiederaufbau des Dorfes erneut ansiedeln können. Darüber hinaus sind noch neue deutsche Siedler herangeholt worden.

Der starke Anteil des Deutschtums wurde von den Polen richtig erkannt. Ihr „Geographisches Wörterbuch“ vermerkt, daß die Bauern dieses Dorfes noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Überlieferung ihrer ursprünglichen Heimat bewahrten, daß noch im 18. Jahrhundert deutsche Lieder bekannt waren und in der Sprache deutsche und polnische Worte gemischt vorkamen.

So ist die am Anfang aufgeworfene Frage beantwortet. Markowa war einst ein deutsches Dorf. Die Bewohner haben die Verbindung zu ihrem Herkunftsland, haben das völkische Bewußtsein verloren und sich in einigen Dingen ihrer andersgearteten Umgebung angepaßt. Aber in der Wahl ihres Umganges, in der Art der Familiengründung, im Gedanklichen und Seelischen sind sie dem Herkommen treu geblieben. Damit haben sie sich die Werte erhalten, die für die Lebensführung aller Zeiten, besonders in unserem Jahrhundert, entscheidend sind.

AUCH DIESE AUFNAHME WURDE NICHT AM RHEIN ODER IN THÜRINGEN, SONDERN IN MARKOWA GEMACHT



Zu Besuch

G O E T H E

VON A. VON TROSCHKE

Daß Goethe einmal in Krakau geweilt hat, wissen nur wenige, und die kleine dunkle Metallplatte am Hause Hauptstraße 1 hätte ein Deutscher wegen ihres polnischen Textes kaum entziffern können, selbst wenn er sie entdeckt hätte.

Doch hat die Wissenschaft es genau festgestellt, daß Goethe nach einem Besuch bei seinem Weimarer Herzog im schlesischen Feldlager, mit diesem und dem Generalinspekteur der schlesischen Bergwerke, Graf Reden, von Tarnowitz nach Krakau fuhr, um nach dreitägigem Aufenthalt über Tschenstochau zurückzufahren. Es war der 5. September 1790. Politische Spannungen zwischen Preußen und Österreich hielten die östliche Welt in Atem. Zwei Teilungen zwischen beiden Großmächten hatten den schlecht regierten polnischen Staat schon auf ein Rumpfgelände zusammenschrumpfen lassen, weitere politische Schritte standen bevor.

Damals entschlossen sich der Weimarer Herzog und sein Minister unter Führung des Grafen Reden zu diesem Abstecher nach Galizien, der „in einer Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka“ endete. Trotzdem politische Interessen nicht ganz ausgeschlossen sind, und der Herzog, der als preußischer Generalmajor im Felde stand, außerdem die Befestigungen Krakaus und Tschenstochaus besichtigt haben soll, wird das allgemeine Interesse von Reiselustigen und das des naturwissenschaftlichen Forschers diesen Entschluß zur Reise hervorgerufen haben. Der damals 41jährige Goethe, der kürzlich aus Italien zurückgekehrt war, schien an sich wenig geneigt zu freudiger Aufnahme zu sein. Hatte er doch seine trübe Stimmung einige Tage vorher in einem Gedichte zum Ausdruck gebracht, das die Verluste des menschlichen Lebens zum Gegenstand hatte.

Der junge Minister und Geheime Rat berichtete denn auch in seinem Brief an Herder später: „Ich habe in diesen acht Tagen (vom 2.—10. September) viel Merkwürdiges, wenn es auch nur negativ merkwürdig gewesen wäre, gesehen“ und an Voigt etwas positiver, wenn auch immer noch zwiespältig: „Und wir haben sehr angenehme und nützliche Tage verlebt, wenngleich die meisten Gegenstände unterwegs wenig Reiz und Interesse haben“.

Die geringe Sauberkeit und Ordnung des Ostens mag den verwöhnten Kulturmenschen abgestoßen haben. In Krakau lernte er das Mineralogische Kabinett der Universität, die damals um ihr Fortbestehen kämpfte, und die merkwürdigen Felsbildungen von Krzemionki, in dem heutigen Krakauer Stadtteil Podgórze kennen und fand „viele Feuersteine im losen Sande in der Gegend von Krakau“, die er seiner Sammlung einverleibt haben wird. Es führte ihn dabei vermutlich der Krakauer Professor der Mineralogie und Botanik Scheidt.

Man hat den genauen Termin der Ankunft des Thüringischen Herzogs und seiner Begleiter aus der Fremdenliste der Stadtpolizei feststellen können, wenn auch der Name Goethes etwas entstellt wiedergegeben und er als preußischer Geheimrat bezeichnet wurde. Auch das Fremdenheim hat man identifizieren können, in dem die Herren abgestiegen waren. Es ist Haus 399, das heutige Haus Hauptstraße 1, Ecke Adolf Hitler-Platz, in dem die Witwe des Franzosen Le Bon eine besonders gut geführte und hochangesehene Absteige unterhielt. Freilich war der Hauseingang damals etwas anders, auch der Balkon wurde erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts eingebaut und ebenso fehlte noch das ganze Dachgeschoß des dritten Stockwerks.

Das Andenken an den universalsten Geist des wahrlich an vielseitig gebildeten deutschen Gelehrten und Künstlern nicht armen Deutschland wird im Lauf dieses Jahres durch eine würdige Gedenktafel gefeiert werden, die vom Denkmalamt der Hauptabteilung Wissenschaft und Unterricht in Auftrag gegeben ist und an dem Hause angebracht werden soll, in dem dieser deutsche Genius einige Tage weilte.

in Krakau

GEORG GOTTLIEB PUSCH

BERICHTET SELBST

Mit Sehnsucht nach interessanteren Gebirgsformationen eilte ich diesmal über das einförmige Mergelkalkstein- und Lehmgebirge hinweg, um Krakau zu erreichen. Selbst der sonst so herz-erhebende Anblick der Karpatenkette auf der Höhe von Wielezkwice wurde mir durch tiefziehende Regenwolken und Nebel, die der eiskalte Boreas in der Mitte des Junius gegen das Gebirge trieb, vereitelt. Überhaupt war mir der Himmel nicht günstig beim Hinaufsteigen auf der Nordseite des Gebirges, und ich bekam eine deutliche Idee von dem gewaltigen Effekt der Karpatenflüsse, wie sie ihn im Jahre 1813 in noch höherem Maßstabe bewiesen hatten.

Krakau, diese berühmte alte Königsstadt, bietet von der Ferne mit ihren zahlreichen Türmen einen schönen Anblick dar. Man mag kommen von welcher Seite man will, überall senkt man sich von einer ansehnlichen Hügelkette ins flache Weichseltal herab. Herrliche Weizenfelder breiten sich ringsherum aus, und die nächsten Feldfluren an der Stadt liefern für die Umgegend, ja selbst 40 Meilen herab bis Warschau, die besten Gartenfrüchte, die Polen erzeugt. In diesem gesegneten Landstriche erfüllt uns aber der Anblick elender Dörfer, der niedrigen Rauchhütten ohne Schornsteine, zum Teil mit getrocknetem Kuhmist geheizt, mit Betrübniß, und die nach jedem Regen unfahrbaren Wege durch den fetten Lehm- und Mooredengrund machen einen widrigen Eindruck auf den Reisenden. Erst seit kurzem hat man angefangen, eine ordentliche Kunststraße, von Krakau anfangend, gegen Norden hin zu bauen; Gott gebe, daß sie bald vollendet werde. Erinnerungsvoll und traurig ruht das Auge auf dem alten, die Stadt überragenden Königssitze, in dessen hohen, mit schönem Schnitzwerk gezierten Sälen jetzt nur Bettler und Kranke gepflegt werden. Die bedeutungsvollen Worte: *Si Deus nobiscum, quis contra nos?* — über dem Schloßstore geben viel zu denken, wenn man die Begebenheiten der Nation an sich vorbeigehen läßt, und wenn man links herüber auf die Kuppeln der Königsgräber blickt, welche die schöne Schloßkirche umgeben. Aber ich würde nur das schon Bekannte wiederholen müssen, wenn ich mich in eine eigentliche Beschreibung der Stadt einlassen wollte, die von der großen Zahl ihrer Kirchen (jetzt noch über 40) wohl mit dem Namen des polnischen Roms belegt wurde. Die Zeiten der Priesterherrschaft sind zwar verschwunden, aber gleichwohl hat Krakau noch ein etwas mönchisches Ansehn. Doch hat auch hier, wie in ganz Polen, in neuern Zeiten die Toleranz wieder einige Fortschritte gemacht, und deshalb haben die Protestanten auch vor einigen Jahren eine alte, nicht gebrauchte Klosterkirche erhalten, an welcher, so wie für die Filiationkirche zu Wielkanoc, ein gemeinschaftlicher Pfarrer angestellt ist.

Als Krakau bei der letzten Teilung des polnischen Staats in österreichischen Besitz überging, zählte es noch 24000 Einwohner, es ward sodann die Hauptstadt von Westgalizien, gewann dabei ansehnlich an Nahrung, Betriebsamkeit und Volkszahl, die 1807 bis auf 30000 Menschen sich belaufen haben soll. Seit dem Jahre 1809 aber, in welchem die Stadt wieder an das ephemere Großherzogtum Warschau abgetreten werden mußte, fing sie wieder an, an Volkszahl und Nahrung abzunehmen, und seitdem sie durch den Wiener Kongreß mit einem kleinen benachbarten Distrikte zur Republik erhoben wurde, weshalb auch die Verwaltungsbehörden des Krakauer Departements von dort nach Kielce verlegt werden mußten, ist ihre Einwohnerzahl bis auf 9000 Menschen herabgesunken. Der ehemals blühende Handel ist unbedeutend geworden, der Geldverkehr zur Zeit der sogenannten Kontrakte (zu Johannis jeden Jahres) ist fast verschwunden, und die Stadt bietet bei ihrer Größe das Bild einer toten Landstadt dar. Wie kann dies auch anders sein, wenn eine Stadt mit ungefähr 80 Dörfern zwischen 3 großen Monarchien eingeschlossen und von deren scharfen Zollsystemen umgeben ist? Sind nun gleich, meiner Einsicht nach, wie uns die Geschichte lehrt, kleine Republiken nie geeignet, das Glück der Völker auf lange zu begründen, besonders wenn ihr Fundament nicht die hervorleuchtende Tugend

der sie schaffenden Bürger ist, so kann denn doch zuweilen auch von ihnen der Samen des Guten und Trefflichen ausgestreut werden. Die Republik Krakau hat schon etwas vollbracht, was ihr Andenken segnend der Nachwelt erhalten wird, wenn sie auch morgen wieder aus der Reihe der Staaten verschwinden müßte. Sie hat ihre Bauern von den drückenden Fronen befreit und diese in Geldzins verwandelt. Mag dabei, wie Kenner behaupten wollen, auch ein unrichtiger Maßstab angelegt worden sein, so ist dadurch doch der erste Schritt zur Veredlung und Beglückung des Bauernstandes geschehn, welcher der Fundamentalstand aller europäischen Staaten ist. Wo der Bauer in Knechtschaft seufzt und in drückender Armut sein freudenloses Leben fristet, gibts unter dem vortrefflichsten Regenten und der besten Verfassung doch weder Wohlstand noch wahre Freiheit im Staate. Aus einem veredelten Bauernstande kann erst ein Mittelstand entsprossen, der so notwendig zum Gedeihen der Staaten und des Völkerglücks ist. Darum betrachte ich die vom Kaiser Alexander weise eingeleiteten Befreiungen der Bauern in Liefland und Krakau, die Aufhebungen der Straßenfrone oder Scharwerksdienste (szarwarki) und der willkürlichen bezahlten Frone (Daremszczyzna) in Polen als eine Morgenröte für die Beglückung der slawischen Völker.

Der Senat von Krakau hat sich aber auch außerdem durch mancherlei Verbesserungen und Verschönerungen in und um die Stadt verdient gemacht. Die Republik besitzt auch einigen Bergbau auf Steinkohlen und Galmey in und um Jaworzno. Mit diesem könnte es wohl aber besser stehn, als es steht; es scheint vorzüglich an einer guten Leitung zu fehlen.

Unter den öffentlichen Anstalten Krakaus zog mich besonders noch dessen alte, einst gerühmte Universität oder, nach dem polnischen Ausdrucke: Akademie an, von der mir erlaubt sein wird, noch einen Paragraphen einzuschalten.

Kasimir III. (der Große), der letzte Piast, dem Polen seine ersten geschriebenen Gesetze und ersten bessern Staatseinrichtungen verdankte, erkannte wohl, daß ohne öffentliche Bildung und Aufklärung kein Staat zur Ruhe und zum Wohlstande gelangen könnte; deshalb stiftete er schon 1363 (anderesagen 1343 und 1361), zwei Jahre früher als die Wiener Universität entstand, die Akademie zu Krakau, die durch einige Professoren aus der Sorbonne bald zu großem Rufe gelangte. Der Tod verhinderte Kasimir (†1370) an der Vollendung seines angefangenen Werks. Erst seine Enkelin, Hedwig, Gemahlin Wladislaws Jagello, vollendete die Einrichtung durch das in ihrem Testamente (1399) der Akademie vermachte ansehnliche Legat. Theologie war das Hauptobjekt, welches die neue Hochschule pflegen sollte, und im damaligen Sinne des Worts auch wirklich pflegte; daneben wurden auch Mathematik und die Moral gelehrt; für alle übrigen Fächer des Wissens fehlte es aber an Lehrern, weil kein Fond zur Gründung der Professuren da war. Deshalb, und weil man von der alten Verfassung nicht abweichen wollte, blieb diese fehlerhafte Einrichtung jahrhundertlang bestehen: kein Wunder mithin, wenn Krakau nicht gleichen Schritt mit den deutschen, französischen und englischen Schwesteruniversitäten hielt. Unter den Fakultäts-Wissenschaften erhob sich allmählich die Jurisprudenz, so daß sie noch heute das Hauptstudium in Krakau ist. An Medizin, Naturwissenschaften und eine mehr als scholastische Philosophie war vor dem 18. Jahrhundert nicht zu denken, denn Jesuiten und Pfaffen hatten allein das Zepter der Akademie in Händen und verstanden recht gut, alles zu unterdrücken, was wahre Geisteskultur schaffen und die Glaubensfesseln brechen konnte. Erst dem König Stanislaus August gelang es, die Universität etwas umzuformen. Für Physik, Ökonomie und Philosophie wurden neue Professuren gestiftet, und die Stände versprachen, die erste vakant werdende Abtei für die Universität einzuziehen: allein man hielt 12 Jahre lang schlecht Wort, und erst im Jahr 1775 nach Aufhebung des Jesuitenordens gelang es, der Universität mehr Fond zu verschaffen: was auch durchaus notwendig war, da es ihr an einer Bibliothek, die mehr als alte Legenden und Kirchenväter enthielt, an allen naturwissenschaftlichen und physikalischen Sammlungen und Apparaten gänzlich fehlte. Die Universität Krakau wurde damals in 2 Collegia geteilt, wovon das eine, Moral genannt, die theologischen, die juristischen Wissenschaften, die Literatur und die Altertumskunde umfaßte: das zweite, Physik genannt, die Mathematik, die Medizin und die Naturwissenschaften begriff. Onlängst hat die Universität wieder wesentliche Veränderungen erlitten, und es steht ihr eine ganz neue Organisation bevor, worüber man, und wie es scheint, mit Recht klagt. Alle alten Privilegia derselben sollen aufgehoben, ihre bisherigen Fonds eingezogen und alle nötigen Ausgaben aus einem im Staatsbudget jährlich auszuwerfenden Fonds bestritten werden. Welche mißliche Sache es aber mit den Staatsbudgets ist, hat leider schon vielfältige Erfahrung gelehrt, und bei eintretendem

Defizit ist dann gar sehr für Schulen und Kirchen zu fürchten. Ohne Kirchen und Schulen gibt es aber keinen Staat: darum müssen sie vor allem andern gesichert sein, und unsere Vorfahren haben mithin sehr weislich ihnen immer einen sichern Fond in liegenden Gründen gegeben, den auch der Krieg nicht vernichten kann, und wir handeln sehr unweise, wenn wir den Schulen ohne Not solche sichere Basis entreißen, und dieselben statt dessen auf einen Bogen Papier basieren, für dessen Gültigkeit auf 365 Tage niemand garantieren kann, wenn etwa Krieg, Laune eines Finanziers, schlechter Kornhandel oder unvorhergesehene Ausgaben dazwischen kommen. Ferner soll den Professoren das Recht entzogen werden, den Rektor aus ihrer Mitte zu wählen, sondern der Senat soll ihn wählen, dann soll außerdem ein besonderer Kommissarius angestellt werden, der auf Professoren und Studenten ein wachsames Auge haben, sie in vorkommenden Fällen warnen, höhern Orts anzeigen und wohl gar suspendieren und entlassen kann. Was das Gutes oder Schlimmes stiften wird, wird die Zukunft lehren.

Die Zahl der Studenten auf der Universität Krakau beträgt jetzt 300; darunter sind nur 5 oder 6 Mediziner: das übrige sind Juristen, Kameralisten und Theologen. Die Zahl der Juristen ist die größte, und ich bemerke überhaupt unter der polnischen Jugend einen großen Hang zu diesem Fache. Das hat einen dreifachen Grund. Einmal bahnt die Jurisprudenz am leichtesten den Weg zu höhern Staatsstellen. Große Anstrengung, mühevolleres Studium und Ausdauer scheuen die meisten, darum studieren in Polen so wenig Medizin, obgleich es im Lande so sehr an geschickten Ärzten fehlt, weshalb die vorhandenen fast meistens sehr wohlhabend sind. Dazu kommt auch noch der falsche Dünkel der jungen Adligen, die den Stand des Mediziners für nicht so ehrenvoll als den des Juristen ansehen. Studenten aus dem Mittelstande gibt es aber nicht, weil es keinen Mittelstand gibt. Der zweite Grund aber, weshalb viele die Rechte studieren, ist der, weil die juristischen Ämter und besonders die in der Zahl beschränkten Advokatenstellen sehr einträglich sind, und drittens, weil jeder Edelmann, wenn er auch nach Abgang von der Universität gar kein Amt sucht, sondern sich auf seine Güter setzt, notwendig etwas von den Rechten wissen muß, um sich seiner Haut in den zahllosen Prozessen, die man hier führt, besser wehren zu können. Man wird sich im Auslande vielleicht wundern, daß von Krakau aus so wenig literarische Tätigkeit zu spüren ist, wenn man es nämlich mit ausländischen Universitäten vergleicht. Zu den Hauptursachen dieser schwachen literarischen Tätigkeit zähle ich die häufige Unbekanntschaft mit der ausländischen Literatur, die Schwierigkeit und die Kostbarkeit des Bücherhandels und den Mangel der technologischen Betriebsamkeit im Lande. Die einzige ausländische Literatur, die wenigstens für einige Wissenschaftsfächer ziemlich gekannt ist, ist die französische. Aber Frankreich ist nicht die Welt; und die Franzosen wie die Engländer haben ebenso wie die Polen die ausländische Literatur zu sehr vernachlässigt. Daß die deutsche Literatur in Polen so wenig gekannt ist, liegt wahrscheinlich darinnen, weil die deutsche Sprache den Polen schwer zu erlernen wird. Onerachtet dessen sollten aber doch noch mehr literarische Früchte zum Vorschein kommen, als wirklich der Fall ist. Aber wie kann außer über Geschichte, Ökonomie und Poesie, die etwa noch ein ziemlich großes Publikum finden, einzelne Ausnahmen abgerechnet, geschrieben werden? Für viele Fächer, z. B. Astronomie, Geologie, Physiologie, viele Teile der Zoologie, höhere Mathematik, für die schon in Deutschland und Frankreich nur ein kleines Publikum Interesse hat, gibt es in Polen — einzelne Menschen abgerechnet — gar keins; mithin kann gar kein Buchhändler wagen, ein solches Buch zu verlegen; aber auch für andere, viel gemeinnütziger Fächer ist dies sehr schwer. Der Schriftsteller soll außer seiner Anstrengung auch noch die Druckkosten verlegen, die er nicht wieder ersetzt bekommt; das ist mancher nicht imstande, und viele haben keine Lust dazu; so bleibt die Schriftstellerei ganz, und die nationale Literatur schreitet nur langsam vor. Das trifft nun ganz besonders die Naturwissenschaften. Aus diesen Fächern, die jetzt unter allen am raschesten und gedeihlichsten im Herzen von Europa vorschreiten, ist es hier fast ganz stille. Die noch sehr darniederliegende Gewerbetätigkeit macht sie noch nicht zu Brotwissenschaften, und so bleiben sie ganz liegen. — In Krakau wäre genug Gelegenheit, manche Branchen der Naturwissenschaften zu kultivieren. Es sind Lehrer und Sammlungen dafür da, aber an den Schülern fehlt es, oder sie werden nur so nebenbei getrieben. Wo nur 6 Mediziner studieren, kann man sich schon vorstellen, wie es mit dem Studium der Botanik, Chemie, Anatomie, komparativen Anatomie, Physiologie usw. aussehen mag. Dabei kann ich nicht unterlassen, noch einige Worte von den öffentlichen Sammlungen und Anlagen hinzuzufügen, die der Universität angehören.

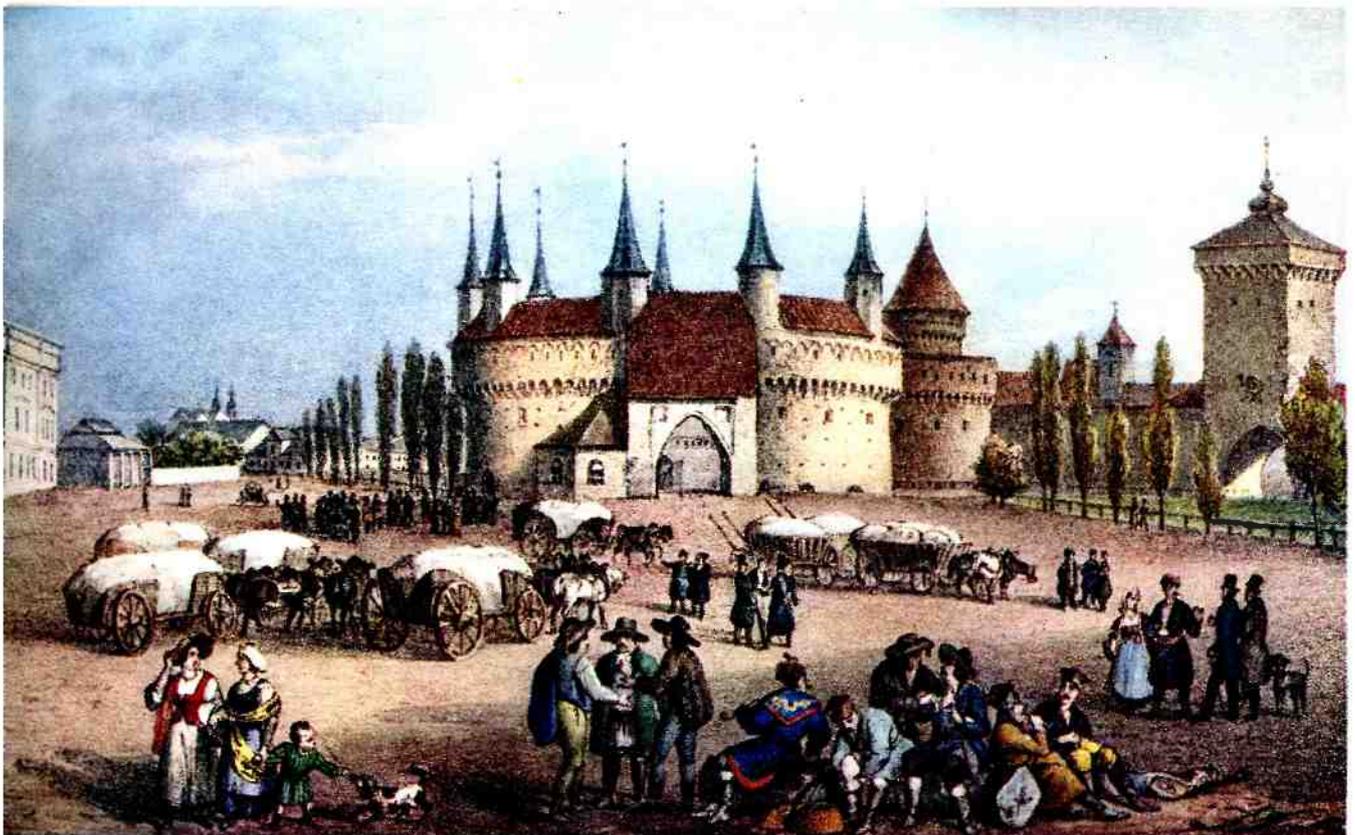
Die Bibliothek ist nicht unbedeutend. Ihr jetziger Bibliothekar, der bekannte Historiker Bandtke,

hat sie aus dem Schutt hervorgezogen, zuerst katalogiert und aufgestellt. Wie in allen alten, aus Klöstern und geistlichen Händen herrührenden Bibliotheken, sind Kirchenväter, alte Theologie, Kirchengeschichte und alte Klassiker am besten ausgerüstet, und die neuere Literatur steht zurück; doch ist schon ansehnlich nachgeholfen, und es wird jährlich zugekauft. Auch eine ansehnliche Anzahl von Manuskripten findet sich, unter denen manches Seltene aus den Fächern der alten Klassiker und der Jurisprudenz sein soll. Unter allen akademischen Anstalten zeichnet sich aber besonders der botanische Garten aus. Er ist außerhalb der Stadt, und man genießt aus ihm eine vortreffliche Aussicht über die Weichsel nach Wieliczka. In ihm befindet sich das astronomische Observatorium, von welchem ich aber nicht weiß, ob es mit den nötigen Instrumenten hinlänglich versorgt ist oder nicht. Der botanische Garten selbst, der wieder neuerlich vergrößert worden, mit hinlänglichen warmen und kalten Häusern versehen ist, von dem jetzigen Professor Oestreicher in einer musterhaften Ordnung gehalten wird, zählt jetzt an 7500 Pflanzenspezies; wahrlich eine nicht unbedeutende Zahl! Der eben genannte Professor besitzt auch eigentümlich eine sehr zahlreiche, fast ganz vollständige europäische Insektensammlung, in der unter andern seltene Sachen aus Portugal zu sehen sind. Als ich sie sah, war er gerade beschäftigt, sie neu umzustecken und mit den Etiketten versehen nach Latreilles System sehr instruktiv und wohl übersichtlich zu ordnen. Eine vorzügliche Reinlichkeit und Abwesenheit aller zerstörenden Insekten gefiel mir besonders, und ich sah, daß wenige Tropfen Quecksilber und ein dichter Verschluß der Kästen die einzigen schützenden Mittel gegen Staub und Insekten waren. Für die Chemie ist ein kleines, aber hinreichendes Laboratorium vorhanden, das mitunter schöne Pariser Instrumente besitzt, von denen mir manche noch ganz neu und ungebraucht zu sein schienen.

Neben dem Laboratorium ist auch die akademische Mineraliensammlung teils in Glasschränken an den Wänden, teils auf einigen, mit Glastafeln pultförmig bedeckten Tischen aufgestellt. Ich fand in ihr manche recht hübsche Sachen, aber auch wieder sehr viele geschliffene Spielereien nach altem Geschmack und keine systematische Vollständigkeit und Einheit. Die Sammlung ist aus einzelnen Schenkungen und Ankäufen zusammengebracht worden, und diese einzelnen Teile sind auch absondert für sich aufgestellt. So z. B. stehen 2 geschenkte Sammlungen allein, ebenso eine kleine aus der Freiburger Stufen-Niederlage und eine andere aus Wieliczka gekaufte wieder für sich. Warum hat man denn nicht das Ganze zu einer einzigen systematischen Sammlung verschmolzen? So haben die einzelnen Teile keinen Wert, und jede so gestellte Sammlung ist in meinen Augen nur ein Aggregat von Fossilien zur Schau ausgestellt, aber keine wissenschaftliche Sammlung, die sie sein soll, da sie nicht für schaulustige Herren und Damen, sondern für eine Universität bestimmt ist. Sollten etwa die Schenker Integrität ihren Schenkungen gewünscht oder verlangt haben, so muß man wohl zu wissenschaftlichen Zwecken sich über solche Schwachheiten wegsetzen. Ich sah, wahrscheinlich aus dieser Ursache, in einem Nebenzimmer noch manches aufbewahrt, was recht gut hätte den Weg aller Podgórzener Kalksteine gehen können. Vollständigkeit der Gattungen konnte ich nicht erwarten, denn in Krakau ist keine Gelegenheit zum Fossilienhandel, und es wird wohl auch der Fond fehlen, alle neuen Gattungen immer nachzukaufen. Die Quarzfamilie, die Quecksilbererze, die Marmorarten Polens sowohl als anderer Länder, sind zahlreich vorhanden, und schöne Vasen und andere Gefäße aus englischem Flußspat. Einige ansehnlich große Stücke Paulit (labradorische Hornblende) und ein schönes Stück angeschliffener Kugelgranit aus Korsika zogen unter andern meine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Ein übersichtliches Verzeichnis der Sammlung, wie in Leonhards Taschenbuch sich dergleichen von mehreren Privatsammlungen finden, bin ich jetzt nicht zu geben imstande.

Die gesamten Ausgaben für die Universität sollten, nach dem Staatsbudget der Republik, für den Lehrkurs 1820/1821 410 482 poln. Gulden, d. i. 68 413 Thlr. 16 gr. betragen.

Indem ich Krakau und seine Universität mit dem Wunsch nach bessern Zeiten und größerer Tätigkeit verlasse, bemerke ich schließlich noch, daß, nach dem vor mir liegenden Lektions-Katalog vom 1. Oktober 1821 bis Mitte Juli 1822 zusammen 30 Professoren 54 Vorlesungen angekündigt hatten; ob sie alle wirklich gelesen worden, kann ich nicht angeben. Die ganze Universität ist in 4 Ordnungen: Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie, die letztere aber wieder in zwei Fakultäten: Mathematik und Physik und Literatur geteilt. Nach dem angeführten Lektions-Katalog lasen: aus der Ordnung der Theologie nur 3 Professoren 6 Vorlesungen; aus der Ordnung der Jurisprudenz 5 Professoren 7 Vorlesungen; aus der Ordnung der Medizin 8 Professoren 14 Vorlesungen; aus der mathematisch-physikalischen Fakultät 8 Professoren 16 Vorlesungen und aus der literarischen Fakultät 6 Professoren 11 Vorlesungen.



KRAKAU IM 19. JAHRHUNDERT
OBEN: DIE BURG. UNTEN: RUNDBASTEI MIT FLORIANSTOR

Herz in der Zeit

Wo bleibt in dem Wirbel der Tage
Die Mitte, die ewig beruht,
Die Achse der schwankenden Waage,
Gestirn über strömender Klage,
Der Quell unterm wandernden Blut?

Unendliche Wandlung ist rege
Und treibt den Beharrenden aus
Von Heimstatt und sichrem Gehege
Auf fremde, mühselige Wege —
Das Reich ist ein riesiges Haus

Und wächst aus der Jünglinge Kammer
Weit über der Länder Gebreit,
Und wird unter Jubel und Jammer
Vom harten und herzlosen Hammer
Des Krieges gefügt und gefeit.

Das fest in sich selber beschlossen
Und ganz aus sich selber bewegt,
Die Fülle der Jahre genossen
Und nun auch den Willen der großen
Gewalten als seinen erträgt.

Der Mann nur erträgt die Gewichte
Des Schicksals erhobenen Blicks
Und wandelt in große Gesichte
Noch Schrecken und Tod und in schlichte
Bewährung das Opfer des Glücks.

Die Frauen stehn bleich an der Pforte
Und winken den Scheidenden nach
Mit tapfer verhaltenem Worte —
O Lächeln, das Angst schon verdorrte,
O Träne, geheim im Gemach.

O Marschtritt in ruhlosen Nächten
Und Himmel, erdröhnend von Erz —
Mit Göttern ist nimmer zu rechten,
Doch unter den tosenden Mächten,
Geringer nicht, waltet das Herz,

Bodo Schütt.

D I E P H I L H A R M O N I E D E S G E N E R A L G O U V E R N E M E N T S

VON DR. HANNS ROHR †

Am 6. Januar 1942 ist der Autor des nachstehenden Artikels, Generalmusikdirektor Dr. Hanns Rohr, Begründer und Chefdirigent der Philharmonie des Generalgouvernements, während des Weihnachtsurlaubes in seiner Heimatstadt München gestorben. In einem Nachruf widmete der Generalgouverneur Dr. Frank diesem mitten aus erfolgreichster Aufbauarbeit herausgerissenen, unermüdlichen Wegbereiter und Kunder deutscher Kultur folgende Worte:

„Er war der hervorragende Gestalter der Philharmonie des Generalgouvernements und hat durch seine aufopfernde und höchst erfolgreiche Tätigkeit eine großartige Entwicklung der musikalischen Kultur im Osten neu eingeleitet und vielen Tausenden deutscher Verwundeter, Soldaten und Mitarbeiter in der Verwaltung des Generalgouvernements die höchsten Werte deutscher Musik hinreißend vermittelt.“

Vor seiner so vorbildlichen Tätigkeit im Generalgouvernement hatte sich Dr. Rohr schon im Reich und auf vielen Konzertreisen im Ausland einen sehr geachteten Namen gemacht mit seinem „nur dem Geiste des Werkes ehrfürchtig dienenden Musizieren“ als Kammermusikspieler, als Opern- und Chordirigent, insbesondere als Dirigent unvergeßlicher Mozart- und Bruckneraufführungen. Viel zu früh nahm ihm der Tod den Taktstock aus der Hand sein Werk aber wird weiter leben.

Alle musik- und kulturinteressierten Kreise des Großdeutschen Reiches und weit darüber hinaus die entsprechenden Schichten des Auslandes wissen nunmehr, daß in Krakau, in der Hauptstadt des Generalgouvernements, seit Sommer 1940 ein großes erstklassiges Kulturorchester, die „Philharmonie des Generalgouvernements“, herangewachsen ist. Mitten im schwersten Existenzkampf des Reiches, mitten in der gewaltigsten Auseinandersetzung der Menschheitsgeschichte entstand ein Symphonieorchester in einem Lande, das erst wenige Monate vorher von den deutschen Heeren erobert worden war

Das Orchester, das etwa 100 polnische Musiker bilden, stellt eine Auslese dar von erstklassigen Vertretern aller Instrumente, Solisten, Professoren, ersten Pulten der ehemaligen Philharmonischen Orchester in Warschau, Posen, Krakau, der ehemaligen Orchester des Opernhauses und des Rundfunks in Warschau. Sie alle empfinden es als ein Glück, wieder in edelster Form in ihrem Berufe tätig sein zu dürfen. Als ein Glück empfinden es aber auch die Deutschen der beiden Städte Krakau und Warschau, die in den großen „Philharmonischen Konzerten“ wie in „Volkssymphonie-Konzerten“ die Säle bis zum letzten füllen, ebenso die Polen, für die eigene symphonische Abende angesetzt sind. Am tiefsten aber ist die Wirkung auf unsere Wehrmacht. Aus unzähligen ergreifenden Kundgebungen mündlich und schriftlich geht hervor, wie der deutsche Soldat nach schwerstem Erleben und nach grauenvoller Schau in die Hölle der Sowjets in deutscher symphonischer Musik seine seelische Heimat ganz neu erfährt, wiedererkennt oder wiederfindet. Ein deutsches Wunder wollen wir es nennen, nur möglich in seinem Werden und nun in seinem Wirken durch das ewige Leben deutscher Sehnsucht nach dem Schönen, durch deutsche Innerlichkeit und ein tief verankertes kulturelles Verantwortungsgefühl. Da, wo im eroberten Lande angelsächsischer Geschäftsgeist Banken und Börsen errichtet hätte erwachsen unter deutschem Kulturbewußtsein im ehemaligen Polen Räume, in denen die Kantate der deutschen Seele als höchster geistiger Ausdruck der gesamten Menschheit, in denen deutsche Musik erklingt

Der Einzigartigkeit des Auftrages an mich im Frühjahr 1940 seitens des Generalgouverneurs Reichsministers Dr. Hans Frank, diesen so gearteten Klangapparat zu schaffen, zu bilden, zu erziehen entsprach das kongeniale Erfassen des tiefen und weitblickenden Sinnes der großen Idee zuvörderst vonseiten des deutschen Menschen im Waffenrock. Vom Feldmarschall bis zum unbekanntem Soldaten bejahte aus dem Adel tiefverankerten kulturellen Herkommens und aus der inneren Sicherheit ebenso unbewußten wie unantastbaren Herrentumes diese Schöpfung von allem Anfang an der deutsche Soldat. Als Soldat des Weltkrieges und nun als Künstler grüße ich dankerfüllt im jüngeren Kameraden dieses Krieges das ewige Deutschland, das niemals sterben kann und niemals sterben wird.

Der Einzigartigkeit des Auftrages entsprach andererseits der ungeheure Reiz der einzigartigen Aufgabe. Aus annähernd 800 Musikern des ehemaligen Polen wählte ich die 100 Künstler der jetzigen „Philharmonie des Generalgouvernements“. Eine Erziehungsarbeit von 16 Monaten liegt Ende 1941 hinter



DER ERSTE CHEFDIRIGENT DER
PHILHARMONIE DES GENERAL-
GOUVERNEMENTS, DR. HANNS ROHR

mir. Jedes Mitglied hat sich gewandelt, Eitelkeiten, Aspirationen sind verschwunden: Ein Orchester steht da, aufgeschlossen für die Werte deutscher Musik, deutschen Geistesgutes, ein Klangkörper, der in seiner Gesamtheit wie in seinen einzelnen Individualitäten die Tiefe, die verinnerlichte Kultur, die Keuschheit, die Süße und nicht zuletzt den Heroismus erahnt, den eben nur die deutsche Musik in sich begreift. Aus einer gewaltigen inneren Erschütterung des einzelnen wie der Gesamtheit heraus vermochte dieses Orchester allmählich in rein deutsche Seelenbezirke vorzudringen, über Bach, Mozart, Haydn, Schubert, Beethoven, Schumann, Brahms sich führen zu lassen zur Riesengestaltung Brucknerscher Symphonien und in das musikalische Reich Hans Pfitzners. In ernster Arbeit erfuhren und erfahren Streicher und Bläser die zwingenden Schönheitsgesetze der Maße und der Maßhaltung der deutschen Klassiker und als höchste Erkenntnis die Weihe durch den Eros, den Urgrund aller Kunst.

Das Mozartjahr, das nun zu Ende gegangen, war Anlaß, Mozart, den Genius, zu feiern und zugleich den Begriff Mozartscher Musik in bezug auf Sauberkeit, musikalische Durchdringung jeder Phrase, auf Stilgefühl und Gestaltungskraft in diesen 100 fremdvölkischen Künstlern entstehen zu lassen. Heute weiß jeder, daß man Mozart nur mit Sauberkeit des Empfindens und Adel der Gesinnung sich nähern darf, daß Mozart die Erscheinung ist, vor der jeder reproduktive Künstler und insonderheit jedes Orchester sich zu beugen hat. Erfüllt von größter Hingabe an meinen Willen und den apollinischen Kulturbegriff, den Mozarts Name umschließt, schreitet das gesamte Orchester ehrfurchtsvoll von Werk zu Werk der Klassiker und nun auch lebender deutscher Meister. Erschütternd dabei das nicht mehr geheimegehaltene, vielmehr immer öfter wiederholte ernste Geständnis: „Und all dieses wurde uns durch Jahrzehnte vorenthalten!“ Deutschland, das Land der Musik, war den Polen künstlerisch entfremdet. In glücklicher Bescheidenheit bewunderte die „Philharmonie des Generalgouvernements“ vor einigen Wochen Wilhelm Kempff in der Interpretation von Chopins Klavierkonzert in f-moll und begleitete in stiller Hingabe an das Werk unter meiner Leitung im Mozartschen Sinn den großen deutschen Pianisten. Dem Kunstwerk dienen, das ist der „Philharmonie des Generalgouvernements“ nunmehr Weg und Ziel geworden. So hat sich dieser Klangkörper nach dem Urteil unserer großen Künstlergäste und nach der Feststellung der Berufenen und Sachverständigen in der Presse des Reiches unter die ersten Kulturorchester Deutschlands eingereiht.

DURCH ARBEIT ZUR FREIHEIT

Im Karl Rauch Verlag, Dessau, erscheint soeben ein Buch „Die russische Wanderung“ von Matthias Pförtner, das die Erlebnisse eines Deutschen eindrucksvoll schildert, der das bolschewistische Rußland gesucht und alle Nöte des Zwanges und der Verschleppung an sich erfahren hat. Wir erleben wie in den hoffnungslosesten Lagen sich eine Kameradschaft des Leidens anbahnt und der Glaube an die überpersönlichen Werte im Menschen den einzelnen hilft, die Stadien der Knechtung zu überwinden. Mit Genehmigung des Verlages bringen wir ein Kapitel aus dem beachtenswerten Buch

Von der Endstation, der letzten vor den unermeßlichen Wäldern des Nordens, führte eine acht Kilometer lange, von deutschen Kriegsgefangenen gebaute Nebenstrecke an den Fluß. Wir formierten uns und marschierten über die Geleise. Vor uns ging ein GPU.-Mann mit umgehängtem Revolver und ein Konvoj mit dem schußfertigen Gewehr in der Hand. Von hinten trieb uns ein zweiter Konvoj vorwärts. Beide waren in Rotarmistenuniform, trugen jedoch keinen Sowjetstern an der Mütze. Sie waren Gefangene.

Die Kolonne kam bald aus Reih und Tritt. Die Sonne schien heiß. Links und rechts dehnten sich Felder mit Kartoffeln und Rüben. Nach dem langen Aufenthalt in der Zelle und dem Waggonkäfig erschienen uns die Weite des Raumes, der Geruch der Erde, Wald und Wasser wie die Freiheit selbst. Froh der Bewegung federten die Beine von Schwelle zu Schwelle, und die Hände glitten streichelnd durch das Laub der Büsche oder über eine wilde Blume hin.

Der Fluß kündigte seine Nähe an. Der Bahndamm führte durch stehendes Gewässer. Die Hitze brütet über dem Sumpf. Die Haltestelle der Bahnlinie, hinter der sie als Uferbahn weiterlief, kam in Sicht. Links vom Damm zeigten sich trostlos nüchterne Holzhäuser und Gärten, die sich um eine Werft gruppierten, rechts breitete sich ein Holzplatz aus mit einer Sägemühle, Feldbahngleisen und Baracken. Männer, die Stämme auf einen Waggon luden, riefen uns zu: „Hallo, Verstärkung!“

„Das ist das Lager!“ sagte der Konvoj hinter uns.

Wie alle Sowjetbürger hatten wir keine Ahnung, was ein Lager bedeutet. Ich wußte sogar erst seit einigen Jahren, daß es überhaupt Konzentrationslager in der Sowjetunion gab. Was wir vor Augen hatten, erschien niemandem schrecklich. Wir sahen weder Drahtzäune, noch Wachttürme. Nur ein Posten mit Gewehr stand dort, wo der Weg von den Baracken über den Damm zur Ansiedlung neben der Werft führte. Wir marschierten zu den Baracken.

Sie standen unregelmäßig und windschief auf dem Holzplatz. Ein großes Gebäude ragte wie eine Kirche aus ihnen hervor. Es war das Speisehaus, auch Klub genannt. Schweine liefen zwischen den Stämmen umher. Holz türmte sich unübersehbar.

Der Lagerkommandant nahm uns in Empfang. Wir antworteten auf den Anruf mit unsern Vor- und Vatersnamen und dem Paragraphen. Die meisten unter uns waren „Achtundfünfziger“, das heißt wegen eines Vergehens gegen den Paragraph 58 des Strafgesetzbuches samt seinen verschiedenen Punkten Landesverrat, Spionage, Terror, konterrevolutionäre Agitation und Teilnahme an einer verbotenen Organisation Verurteilte.

Obwohl wir zum größten Teil nur prophylaktisch Verhaftete waren, die mit den entehrenden Beschuldigungen unserer Paragraphen nichts zu tun hatten, spezifizierten wir die Unschuld, indem wir die „Dreijährigen“ als vollkommen unschuldig betrachteten, während wir bei den „Fünfjährigen“ und den „Zehnjährigen“ immerhin ein gewisses Vergehen anzunehmen geneigt waren. Bei dieser noch immer bürgerlichen Rechtsauffassung übersahen wir, daß wir allesamt in deutlicher politischer

Opposition gegen die Herrschaft Stalins gestanden hatten und deshalb mit unserer „Liquidation“ rechnen mußten. Da im sowjetischen Strafgesetzbuch das Vergehen oppositioneller Stimmung nicht fixiert war, ordnete man uns nach dem ungeschriebenen Gesetz der proletarischen Diktatur irgendeinem Paragraphen unter. Die Zweideutigkeit dieses Verfahrens beruhte auf der Tatsache, daß in der Sowjetunion keine Diktatur des Proletariats, sondern nur eine Diktatur der stalinschen Bürokratie vorhanden war. Die politischen Gefangenen waren recht eigentlich die Degradierten im Lager. Sie mußten zumindest ein Jahr lang Schwarzarbeit verrichten, ehe sie ihren Berufen nach beschäftigt wurden. Wenn sich dies bei der Not an Intelligenz auch nicht immer durchführen ließ, so standen dennoch Ansehen und Behandlung der politischen Gefangenen in starkem Gegensatz zu der Art, wie man die Kriminellen anfaßte. Sie galten als besserungsmöglich, und man bemühte sich um sie, indem man sie zu qualifizierten Arbeitern heranbildete oder ihnen durch die Betreuung mit administrativen und erzieherischen Aufgaben ein leidliches Dasein ermöglichte. Da sich jedoch die Masse der Kriminellen ebenfalls aus den verschiedenartigsten Elementen zusammensetzte, so tat der Grundsatz, sich durch Arbeit die Freiheit zu erringen, allenfalls bei Chauffeuren, die wegen Fahrlässigkeit fünf Jahre Lager erhalten hatten, oder bei kleinen Defraudanten und ähnlichen Gesetzesübertretern seine Wirkung, während sich die wirklich kriminellen Elemente durch keine Vergünstigungen zur Mitarbeit bewegen ließen. Teils Versprengte aus dem ehemaligen Bürgertum, teils Lumpenproletariat der russischen Großstädte, überragten sie an Intelligenz und Gemeinheit die Durchschnittsmasse der Häftlinge wie der Beamten des Innenkommissariats beträchtlich. Diese Art Kriminelle glaubte niemandem, war von unsäglichem Haß gegen den Staat und alles Ordnungheischende erfüllt und verweigerte beharrlich jede Arbeit. Man faßte sie in Strafkompagnien zusammen, woher sie durch Abkürzung den Namen „Urki“ erhielten. Die Urki stahlen das Brot bei denen, die es verdienten, am liebsten bei den ehemaligen Kommunisten; sie sprachen ihre eigene Sprache, gehorchten ihren eigenen Anführern, bildeten ihre Cliques und hielten es auch in leitenden Lagerstellungen, wohin man sie als letztes Mittel der Besserung zuweilen beförderte, nicht lange aus, denn die illegale Gemeinheit war ihnen lieber als die legale.

Der stärkste Anreiz für die Urki, gefügig zu werden und zum Sowjetstern zu kriechen, war die Vergünstigung, Mitglied der Lagerwache zu werden. Sie war uniformiert und bewaffnet, lebte in sauberen Häusern, wurde gut gepflegt und sogar besoldet, bekam einen Tag Lagerzeit für drei Tage angerechnet und führte ein faules Leben mit der Aussicht, dereinst in den Polizeidienst übernommen zu werden. Die Lagerwache setzte sich aus jungen, kräftigen und willigen Burschen mit nichtpolitischen Paragraphen zusammen und bildete ein unbedingt sicheres Element in der Hand der sogenannten 3. Abteilung. Diese bestand aus wenigen Vollzugsbeamten des Innenkommissariats, die nach außen hin kaum in Erscheinung traten, jedoch durch die Lagerbehörden, Zuträger und Spitzel alles sahen und hörten und durch die Arbeitsverteilung, die ihrer unmittelbaren Kontrolle unterstand, das Geschick eines jeden Gefangenen bestimmten.

Allesamt unterstanden wir der Staatlichen Lagerverwaltung, die — nur ein Ressort des Innenkommissariats — dennoch ein Reich im Reiche bildet, den wahren Zustand des Ganzen zugleich enthüllend und versinnbildlichend. Sie führte die von Partei und Staat gestellten Bauaufgaben durch, indem sie Lager einrichtete und mit Material und Menschen versorgte.

Diese Lager, die sich von Weißrußland bis Kamtschatka, von Turkestan bis zum hohen Norden hinziehen, umfassen zuweilen Gebiete in der Größe europäischer Länder. Ihre Besatzungen — ständig einige Millionen Sklaven — werden weniger durch Gewalt, als durch Verheißungen und Vergünstigungen, Erziehung und Beeinflussung zusammengehalten. Die Möglichkeit, durch gehorsamen Dienst einen leitenden Posten in der Lagerverwaltung oder eine Abkürzung der Strafzeit zu erhalten, beseitigt die Gefahr der Massenrebellion. Die Propagierung der allgemeinen sowjetischen Arbeitsmethoden im Lager veranlaßt den Gefangenen, sich als Arbeiter zu betrachten und sich zwar widerwillig, aber dennoch mit sachlichem Eifer einem Werk zu widmen, dessen Sinn ihm unbekannt ist. So wird das Lagerleben zur Vergrößerung, aber auch zur Verdeutlichung des Arbeiterdaseins in der Sowjetunion überhaupt. Der Sinn dieses Reiches heißt, aus einzelnen eine Masse von Nullen, dienliches Material beim „Aufbau des Sozialismus“ zu machen, und die Losung: „Durch Arbeit zur Freiheit!“ bedeutet: Arbeite, ohne zu murren, friß, was dir vorgeworfen wird, dränge dich zur Futterkrippe, beobachte und verdächtige den Nebenmann; mit einem Wort, sei gemein! (Denn die Gemeinheit war, das sah

ich nun im Lager, die bolschewistische Reduktion jener Gemeinsamkeit, die wir erträumt hatten und von der in der „Prawda“ und auf den Kongressen der Intellektuellen eine so laute Rede war.)

Nachdem der Kommandant unsere Namen verlesen hatte, teilte er uns in Brigaden, die sowjetische Arbeitsgruppe, ein. Der Kommandant gefiel uns, denn er sah kühn und gut aus. Er hatte einen schwarzen Vollbart und trug einen Militärmantel ohne Abzeichen. Er war Militärattaché in Tokio gewesen und hatte wegen konterrevolutionärer Agitation fünf Jahre Lager bekommen. Wahrscheinlich hatte er seinem Adjutanten einen politischen Witz erzählt, und der Adjutant wollte gern ein Attaché werden. Der Brigadeführer, dem uns der Kommandant unterstellte, war einer der Leningrader Polizeigewaltigen, die nach Kirows Ermordung verhaftet worden waren. Er versuchte sich zu rehabilitieren, indem er uns antrieb und der 3. Abteilung über uns berichtete. Die Deutschen haßte er, war jedoch zu feige, seine Abneigung anders zu zeigen, als daß er uns zuweilen mit dem üblichen chauvinistischen Schimpfnamen ‚Wurstfresser‘, bezeichnete. Der kriecherische Dank, mit dem er die Hälfte einer Wurst, die ich übersandt erhielt, entgegennahm, war meine Genugtuung.

Der Brigadier teilte uns in Rotten ein. Ich gesellte mich zu Kostja, Stanislaus dem Weißrussen, und Kyrill Petrowitsch. Der Brigadier gab uns noch Rosenblad.

Da wir die uns zugewiesene Baracke noch nicht beziehen konnten, lagerten wir uns im Sande, verschränkten die Hände unterm Kopf und schauten in den blauen Sommerhimmel, an dem gewaltig geballt die weißen Wolken dahinfuhren. Rosenblad indessen äugte und schnupperte zwischen den Baracken umher. „Ich sehe, daß hier eine ganze Menge Leute nichts tun“, sagte er und ging an die Verhältnisse heran wie ein Soldat an den Feind. Als er von der Patrouille zurückkam, konnte er uns manches Dienliche von den leitenden Personen der 3. Abteilung, den Lagerbehörden und den verschiedenen Einrichtungen erzählen. Das Dienlichste behielt er wahrscheinlich für sich, aber wir waren ihm auch für das Übrige dankbar. Kyrill Petrowitsch sagte lächelnd, mit den Augen auf Rosenblad deutend: „Er ist im Begriff, eine neue Karriere zu machen.“

In der Baracke erhielt jeder seine Liegestatt — einige Bretter über zwei Holzböcken. Kostja und der Pfarrer schiefen neben mir. Den Pfarrer wählten wir zum Barackendiener, da er zu den körperlich Schwächsten gehörte. Er hatte die Baracke in Ordnung zu halten und uns Tag und Nacht vor Dieben zu schützen. Für seinen Dienst war er von der Arbeit befreit, mußte jedoch von uns selbst ernährt werden, das heißt seine ihm garantierte Brotmenge wurde anteilmäßig jedem von uns abgezogen. Leistungsmesser und Wertfaktor wurde von nun an das tägliche Brot. Nachdem wir es am ersten Tage unverdient erhalten und bedenkenlos gegessen hatten, streckten wir unsere geräderten Körper auf den Sägespänen aus und schiefen tiefer als in Daunenbetten.

Der Holzplatz war nur ein Vorposten am Rande des Gesamtlagers, dessen Gebiet von der Größe Frankreichs sich in die Tundra und Taiga hineinschob und bis über den Polarkreis hinaus aus vielen ähnlichen Barackensiedlungen wie dieser bestand. Obwohl bereits auf der Höhe des nördlichen Europa, befanden wir uns noch mitten in der Welt. Die Wälder waren vom Menschen bereits erobert. Die Pfiße der Lokomotiven erfreuten das Ohr. In fünfzig Stunden konnte man im Kurierzug Moskau erreichen. Erreichten wir es auch nicht, so ermutigte uns zumindest der Gedanke. Täglich brachte das Flugzeug Post und Zeitungen. Der Fluß war von Dampfern belebt, die nachts leuchtend wie Märchenschiffe ihre Straße zogen. An den Ufern des Flußes und in den Niederungen lagen Dörfer. Jenseits des Gewässers, das den Holzplatz vom Walde trennte, gingen des Morgens Bauern singend des Wegs und brachten Milch und Eier in die Siedlung, durch deren Zeilen das Dröhnen der Werft schwang. Auf dem Strom trieb als unendliches Floß das Heer der Stämme, die in der Taiga gefällt und ins Wasser geworfen nun im Süden hier und dort oder in der Mündungsstadt am Meer aufgefischt und verarbeitet oder abgefahren wurden. Alles roch nach Wasser, nach Holz, und überall regte sich das Volk.

Auf dem Holzplatz hausten gegen zweitausend Gefangene. Wir waren zum großen Teil Neulinge; soweit wir politische Gefangene waren, fast durchweg, ‚Kirower‘, wie man die nach Kirows Tod Verhafteten allgemein nannte. Genau wie Korn und Gerät wurden auch wir in diesem letzten Etappenort vor der großen Front in der Taiga gestapelt, um nach Bedarf eingesetzt zu werden. Inzwischen verkaufte uns die Lagerverwaltung an den Staatlichen Holztrust, der die Lagerverwaltung für unsere Arbeit bezahlte. Wir erhielten für unsere Leistung Nahrung und Wohnung. Die Nahrung bestand

des Morgens aus einem Löffel Hirsebrei und heißem Wasser, des Mittags aus heißem Wasser, das nach Dörrfisch und Sauerkraut roch und deshalb Suppe genannt wurde, und des Abends aus Brot, dessen Gewicht sich nach der geleisteten Norm richtete. Die Stärksten aßen das meiste Brot. Die Schwachen fielen immer weiter ab. Wer liegen blieb, wurde abseits geschoben. Es gab einen Arzt, aber er vermochte niemandem zu helfen, weil er keine Medikamente besaß. Außerdem war er Zahnarzt. Kostja, der sich vor Zahnweh krümmte, konnte er indes auch nicht helfen, denn für eine zahnärztliche Tätigkeit fehlte ihm jedes Instrument. In der Siedlung der Freien, die teils Zwangsversiedelte, teils Verbannte waren, wohnte eine Zahnärztin. Doch war uns streng verboten, unseren durch Pflöcke abgesteckten Platz zu verlassen und mit den Siedlern jenseits unseres Bezirks in Verbindung zu treten.

In einer kleinen Hütte am Fluß, noch innerhalb des Lagers, wohnte ein Deutscher mit seiner Familie. Ich ging mit dem Pfarrer, der die Deutschen überall sofort aufspürte, zu ihm. Der Mann und seine Frau empfingen uns herzlich. Sie boten uns gekochte Kartoffeln mit Salz an. Wir aßen sie wie Leckerbissen. Der Mann erzählte von seinem Hof in der Ukraine, aus dem man ihn über Nacht gejagt hatte, von Weizen, Arbusen und Äpfeln, von allem, was es hier nicht mehr gab. Sein Reden war von vielen schweren Seufzern zerbrochen. Er lebte in dieser windschiefen Hütte mit einem selbstgezimmerten Bett und Tisch in einer als Werkstatt eingerichteten Ecke als Schuster und Sattler. Hinter den Gärten der Ansiedlung war ihm ein kleines Stück Land zugeteilt worden, das die Frau bearbeitete. Die Knaben, fünf und acht Jahre alt, arbeiteten beim Holztrust als Pferdejungen. Sie fluchten und spuckten wie russische Banditen. Die Familie lebte der zweiten Ernte entgegen. Im vergangenen Jahr war jede Kartoffel viermal zerschnitten worden, bevor sie gesteckt worden war. „Dieses Jahr“, sagte die Frau stolz, „werden wir bereits zehn Zentner ernten.“ Sie sah auf die hundert Zentner Weizen, die sie einst geerntet hatten, nicht zurück. Der Mann blieb bedrückt. Er erzählte von den deutschen Bauern, mit denen er zwangsweise in die Wälder geschickt worden war. Sie hatten diesen Ort erbaut, unsere Baracken errichtet, und viele waren darin gestorben. Der Rest war in die Taiga getrieben worden. Auch die Frau bekam das Entsetzen in die Augen, als der Mann an den Winter in der Taiga erinnerte. „Wir waren Tausende“, sagte er, „aber jetzt leben hier nur noch wenige, die andern sind alle unter der Erde.“

Das war während der Zeit geschehen, als ich in Moskau Hölderlin las und der Meinung war, Deutschland sei dort, wo ich bilde.

Wir begannen zu arbeiten. Der Brigadier sagte: „Jungens, ich bin kein Unmensch, außerdem bin ich in der gleichen Lage wie ihr. Wir müssen zusammenstehen. Leistet, was ihr könnt! Wir wollen alle anderen Brigaden überflügeln!“ Es klang ziemlich kollektiv, aber er dachte nur an sich. Auch der Bevollmächtigte der 3. Abteilung ließ sich sehen und verkündete: „Für mich seid ihr nicht Gefangene, sondern Arbeiter. Ihr kämpft an eurem Platze für den Aufbau des Sozialismus. Tut eure Pflicht!“ Es klang ebenfalls sehr kameradschaftlich, aber auch er meinte nur sich, denn ihm saß der nächsthöhere Vorgesetzte im Nacken, der Planerfüllung verlangte.

Viele, zumal die ehemaligen Kommunisten, glaubten den Worten. Sie stürzten sich auf die Arbeit wie einst im Krieg auf die Weißen. Die Einsicht, daß man in diesem Reich schlau, wendig und unanständig sein, sich selbst verleugnen mußte und nichts tun durfte, als sich einen vollen Bauch und einen warmen Platz zu sichern, kam ihnen erst später.

Man gab uns Beile und Sägen, Seile und Hebebäume und schickte uns zwischen die Stapel. Am ersten Tage unseres neuen Arbeiterdaseins luden wir Stämme auf eiserne Waggonetten. Wir arbeiteten ungeschickt und langsam. Der Wagen wurde zum andern Ende des Platzes geschoben und dort entladen. Die Stämme wurden von neuem gestapelt. In der Weiche sprang der Wagen jedesmal aus dem Geleis. Wenn die Stämme nicht von selbst vom Fahrgestell rutschten, mußten sie abgeladen werden, anders ließ sich der Waggon nicht in die Geleise heben. Wir schwitzten. Alle verfluchten alle Mütter der Welt, dazu die Gottesmutter. Der Brigadier tobte um uns herum. Ein Schlauer schrie plötzlich auf und wand sich, die Hände an den Leib pressend, am Boden.

Wir schickten den Simulanten zum Teufel. Obwohl wir ein Stück Eisen in die Weiche steckten, sprang der Wagen nach wie vor aus dem Geleis. Weniger die Arbeit als der Unsinn der wiederholten Plage quälte uns. Unsere Hände waren voll Harz und Blut. Wenn der Brigadier eine Rauchpause einlegte, streckten wir uns lang auf den Stämmen aus und lagen wie auf dem Schragen. Kyrill Petrowitsch flüsterte:

„Nicht den Mut verlieren!“

Wir arbeiten zehn Stunden hindurch, wie es in allen Sowjetlagern üblich ist, und brachten es fertig, den angewiesenen Stapel am andern Ende des Lagers an Ort zu bringen. Zum Schluß kam der Arbeitsaufseher, neben dem Kommandanten der wichtigste Gefangene im Lager, und sagte, der Stapel hätte an einen andern Platz gehört. Offenbar hatte man nur beobachten wollen, wie die neue Brigade sich anließ und wie sie zupackte. Der Eifer des ersten Tages brachte uns manchen Kummer. Dem Brigadier zur Freude wurden wir allmählich eine Musterbrigade, die nie einen Fall von Arbeitsverweigerung aufwies und stets an den Brennpunkten der Arbeit eingesetzt wurde.

Nach der Arbeit gingen wir in den Speiseraum. Spruchbänder mit schönen Losungen hingen an den Wänden, die mit den Bildern marxistischer Führer reichlich geschmückt waren. Wir würgten die fürchterliche Suppe hinab und spuckten die Gräten unter uns. Der Philologe, mein Zellengenosse aus der Lubjanka, der einer andern Brigade angehörte und in der Schneidemühle Sägespäne abschleppen mußte, saß neben mir und sagte, während wir die Suppe schlürften: „Das Sein bestimmt das Bewußtsein“, dabei auf das Bild Marxens deutend, der mit seiner Löwenmähne wie ein Prophet über uns hinwegschaute. Der Professor sagte jedoch nicht „Sein“, sondern das anklingende Wort „Schläge“. „Schläge bestimmen das Bewußtsein!“, dieser korrigierte Grundsatz marxistischer Weltanschauung stimmte uns trotz der widerlichen Suppe sehr heiter.

Nachdem wir uns am Fluß gewaschen hatten, obwohl es streng verboten war, legten wir uns nieder. Der Pfarrer, der sich nicht müde gearbeitet hatte, saß noch lange auf und stopfte seine Wäsche.

Wir lernten den Umgang mit Holz. Solange es im Wasser schwamm, ließ es sich mit Beilen oder langen Hakenstangen leicht zum Ziel bringen, außerhalb des Wassers wurde es ein schwerer, gefährlicher Feind. Wir schoben die Stämme vom Wasser her auf die Greifer des laufenden Bandes eines riesigen Elevators, der sich wie ein hohes Ungetüm zwischen Kai und Bahngleis hinzog. Wenn das Band den Stamm zur Plattform hinaufbefördern hatte, mußte er mit Stangen auf die Gleitbahn des Elevators gezerzt werden. Es war der gefährlichste Teil der Arbeit. Die Leute kamen sehr leicht in die Kette oder der Stamm legte sich schief und zerquetschte die Beine. Es gab immer wieder Schwerverwundete. Wenn unsere Brigade am Elevator arbeitete, standen an dieser Stelle Kostja und Stanislaus. Sie waren jung, kräftig, begeistert und paßten auf wie die Heftelmacher. Die Gleitbahn trug den Stamm über den Elevator hin. In bestimmten Zwischenräumen standen je zwei Mann und zogen den anrollenden Stamm von der Schiene herunter, wälzten ihn an den Rand des Elevators und ließen ihn über Balken zum Stapel rollen. Dort wurde er empfangen und mit Hebebäumen an seinen Platz gewuchtet. Der Vorgang wurde bald hier, bald dort gestört. Oft glitt der Stamm — sie waren Riesen ihrer Art und schwer wie Eisen — nur zur Hälfte vom Laufband, schleifte weiter, kam schief auf die Balken zu liegen, rutschte vom Stapel. Es war keine Zeit, sich um ihn zu kümmern. Das laufende Band ruhte nicht. Stamm um Stamm glitt heran, und es war kein Aufhören, denn der Fluß brachte sie im Strom. Wir arbeiteten mit verbissenen Gesichtern, selber Stücke des rastlosen Elevators, vor schief anrollenden Stämmen davonestürzend, die nächsten bereits anspringend. Man mußte höllisch aufpassen, damit man auf den glattgeschälten, vor Nässe tiefenden Stämmen nicht ausglitt, ich besonders, da ich den Straßenanzug und die ledernen Halbschuhe an hatte, mit denen man mich verhaftet hatte. Verdrossen und hungrig, mit zitternden Armen und wirrem Geschau trotteten wir nach der Arbeit den Baracken zu, fischten mit unseren Holzlöffeln den Kohl aus der Suppe, streckten uns hin. Mit Kyrill Petrowitsch über Giotto zu sprechen blieb weder Zeit, noch Stimmung. Kostja kam manchmal mit dem Schreibheft an mein Lager und wollte mit mir Deutsch lernen, aber ich war nicht fähig, ihm zu antworten. Ich schickte ihn zum Pfarrer, aber er mochte ihn nicht leiden. „Ist denn das ein Deutscher?“ fragte er zweifelnd. Merkwürdig rasch wandelte sich Kostja, der Student, zum Arbeiter. Er hatte niemals körperlich gearbeitet, war Student im achten Semester, hatte gelernt, mit Messer und Gabel umzugehen und war mit Leninismus, Diamat (wie auf den Sowjethochschulen üblicherweise das Fach des dialektischen Materialismus bezeichnet wird) und Politökonomie bis oben hin angepfropft. Doch von einem Tag zum andern fiel das alles wie irgendein Plunder von ihm, und er fühlte sich wohl als Holzarbeiter, er war es. Auch die anderen russischen Intellektuellen stellten sich rasch um. Man merkte, wie stark das Bäuerliche noch in ihnen allen war. Nur der Professor, Rosenblad und ihresgleichen konnten mit dem Holz nicht vertraut werden. Dafür unterhielten sie uns während der Pause mit schönen Reden über sowjetische Holzwirtschaft und die Gesetze des Schwergewichts.

Die besten Leistungen des Lagers wies eine Brigade auf, die sich fast ausschließlich aus deutschen Bauern aus der Wolgarepublik zusammensetzte. Sie wohnten ebenfalls in unserer Baracke, gingen jedoch schwer aus sich heraus. Der Pfarrer beschäftigte sich angelegentlich mit ihnen und ließ sich mit einem von ihnen, der krank geworden war, in eine eigens gebildete Brigade der Schwachen versetzen. Der Barackendienst sei ihm zu langweilig, erklärte er, er möge nicht den Dienstknecht für die russischen Säue machen. Zu mir hatten die Deutschen lange Zeit kein Zutrauen, denn sie nahmen an, auch ich hätte zu jenen Deutschen in Moskau gehört, die sie als ‚Wolganeger‘ zu bezeichnen pflegten. Später, zumal während der Arbeit, kamen wir uns näher, und sie baten mich oft, ihnen von Deutschland zu erzählen. Die Deutschen erfüllten die Norm stets als erste, aber sie schafften nie mehr als die Norm. Niemand bewog sie zu freiwilliger Mehrarbeit. Sie lachten nicht, sie sangen nicht, sie weinten nicht. Was sie dachten, verschwiegen sie. Sie haßten die Sowjetmacht, die sie zu Holzsklaven gemacht hatte. Nach der Arbeit saßen sie auf ihren Lagern und redeten flüsternd miteinander.

Da wir uns bewährt hatten, wurde uns das Vergnügen zuteil, auch nachts arbeiten zu müssen. Zuweilen rollten Güterzüge an, die sofort geladen werden mußten. Wenn wir sie hörten, lagen wir in ängstlichem Halbschlaf, dem Augenblick entgegenwartend, da uns der Brigadier hochjagen würde. Nachdem es geschehen war, torkelten wir schlaftrunken und fluchend zu den Waggons, die nach der Tagesarbeit entspannten Muskeln von neuem zusammenreißen. Wir luden zumeist Schwellen. Je sechs Mann bekamen einen Waggon zugeteilt. Zwei stapelten im Waggon, die übrigen schleppten die Schwellen herbei.

Eisenbahnschwellen, die einen Zentner wiegen, wollen getragen sein, zumal wenn es regnet und sie glitschig sind. Wir schleppten je Mann eine Schwelle. Das erstmal bekam ich sie nicht auf die Schulter. Sie lag nicht mit dem Schwerpunkt fest und lastete auf mir wie die ganze Welt. Ich tat einige schwankende Schritte und brach in die Knie, sprang jedoch schnell unter der stürzenden Schwelle hervor. Die Russen lachten. Einer der Wolgadeutschen kam zu mir und zeigte mir, wie man die Schwelle hochhebt, angeht, auf die Schulter nimmt. Danach lernte ich es. Jeder von uns trug in diesen Monaten einige tausend Schwellen. Ich riß das Futter aus meinem Anzug und nähte mir einen Schulthersack, der — mit Werg gefüllt — als Unterlage für Schwelle oder Stamm diente.

Nachts war das Schleppen besonders anstrengend und gefährlich. Wir hatten lange Zugangswege. Man sah nicht, wohin man trat. Im Waggon war es finster. Wenn wir auf schwankenden Stegen vom Stapel zum Waggon keuchten, mit letzter Kraft das steile Laufbrett zum Waggon hinaufklimmend uns von der Last zurückgerissen, verfluchten wir mit blutigen Wörtern das Leben. Aber einer ging hinter dem andern. Es gab kein Ausbrechen, denn das Brot wurde nach der gemeinsamen Leistung verteilt. Wir waren im Lande des Sozialismus und arbeiteten kollektiv. Unsere Flüche klangen satanisch. Sie waren verhinderte Gebete.

„Das Leben ist verfallen“, sagten die Russen. Ich wollte es nicht wahrhaben. Aus reiner Notwehr putzte ich mir jeden Morgen, bevor wir zur Arbeit gingen, die Zähne und wusch mir das Gesicht, indem ich einen Schluck Wasser aus dem Mund in die hohlen Hände spie und ins Gesicht schüttete. Waschbecken und Bäder wies der Holzplatz nicht auf. Wenn wir jeden siebenten Tag uns ausruhen konnten, badete ich im Fluß und versuchte, die Risse und Löcher meines immer stärker zerschleißenden Anzugs zu stopfen. Kostja lernte unterdessen deutsche Vokabeln. Er scheute den Fluß. Seine Füße und sein schwarz behaarter Körper rochen unerträglich beizend. Kyrill Petrowitsch, der auch während der Arbeit sein Gleichmaß behielt und den ich nie fluchen hörte, widmete sich an den freien Tagen seinen Studien. Er brütete über einer neuen technischen Methode der Freskomalerei und beschrieb die Seiten eines Notizbüchleins mit Zahlen und Formeln. Rosenblad und ich lasen die ‚Prawda‘ und verfaßten Schreiben an den Obersten Staatsanwalt der Sowjetunion, in denen wir unsere Befreiung verlangten. Der Pfarrer las in Heyses Fremdwörterbuch. Mark, der Friseur, der noch vor kurzem im Hotel National in Moskau Trinkgelder von den Ausländern entgegengenommen hatte, machte uns wieder menschlich. Ich brachte meine Wäsche zur Frau des Sattlers und schwatzte mit den Kindern. Lange saß ich in der Sonne am Fluß und schaute über das Land hin. Stalin hatte hier einstmals als Verbannter gewieilt. In einem Dorfe unweit von uns lebte ein Sohn von ihm. Ich versuchte, mit mir ins reine zu kommen und mich dem Gewirr der Gedanken und Gefühle zu entwinden.

Fortsetzung auf S. 62



DIE WERBESTELLE DES GENERALGOVERNEMENTS IN BERLIN

D I E W E R B E S T E L L E D E S G E N E R A L G O U V E R N E M E N T S I N B E R L I N

VON DR. LUXENBERG

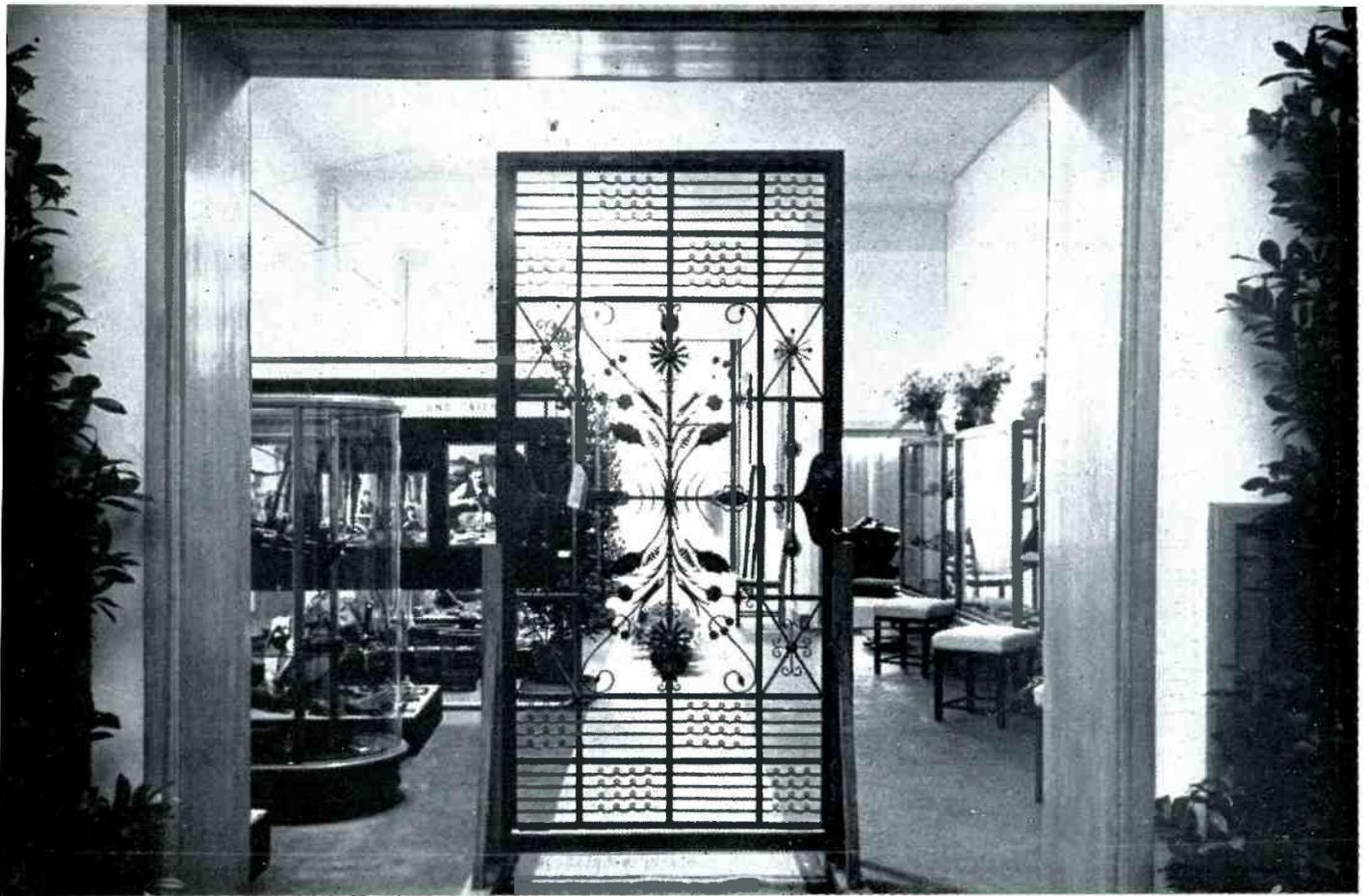
Jeder Kaufmann weiß, daß Wert und Gedeihen eines Geschäftes größtenteils im Bekanntsein, in den Kundengewohnheiten, im Vertrauen von Kundschaft und Geschäftsfreunden besteht. Solche Werte sind die Ergebnisse einer oft jahrzehntelangen Arbeit.

In gesteigertem Maße und in höherem Sinne läßt sich dieses Erkenntnis auf die Ausrichtung und lebensvolle Eingliederung neu gewonnener Territorien mit all ihren vielverzweigten Arbeits- und Wirtschaftsmöglichkeiten, Besonderheiten und Bewußtseinsinhalten anwenden.

Lebensvolle Beziehungen, etwa wirtschaftlicher, arbeitsmäßiger, kultureller und verwaltender Art, werden nicht von heute auf morgen gesponnen, sondern können auch bei genialster Schnellorganisation erst als Frucht langer sorgsamer Pflege heranreifen.

Das Sowjetsystem hat alle natürlich gewachsenen Beziehungen und Verbindungen von Mensch zu Mensch und von Mensch zur Sache zerstört und aufgehoben und durch eine lebenslose Staatsregie ersetzt. Der Mangel an natürlich gewachsenen Beziehungen macht sich allerorts schon im äußeren Bild bemerkbar.

Wenn ein Krakauer in Berlin die Linden hinuntergeht, wird er plötzlich aufschauen, wenn ihm aus einem großen Schaufenster die Burg entgegengrüßt und er mit einem weiteren Blick das Panorama der Tatra, wie er es oft von der Sonnenbergalpe gesehen haben mag, umfaßt. Er sieht dann weiter goralische und ukrainische Volkskunstarbeiten, Erzeugnisse etwa der Werke des Generalgouvernements, die Krakauer Zeitung, Schrifttum des Generalgouvernements, eine Bilderwochenschau über Ereignisse im Generalgouvernement, ein Schaufenster der Deutschen Post Osten und weitere Schaufenster der Distrikte.



BLICK IN DIE AUSSTELLUNGSRÄUME DER WERBESTELLE DES GENERALGOUVERNEMENTS IN BERLIN

Ersteht vor dem Schaufenster des Generalgouvernements, der Werbestelle des Generalgouvernements Unter den Linden 17.

Diese Werbestelle soll der Anknüpfung und Förderung der Beziehungen vom Kernreich zum Generalgouvernement auf allen Gebieten dienen.

Da die Aufnahme von Verbindungen zum Generalgouvernement zuerst einmal dessen Kenntnis voraussetzt, legt die Werbestelle besonderen Wert auf den Ausbau ihrer Abteilung Informationsdienst. Sie soll dadurch in die Lage versetzt werden, jede gewünschte Auskunft über das Generalgouvernement, insbesondere über laufende aktuelle Fragen, zu erteilen.

Es wird dafür alles das Generalgouvernement betreffende, in deutscher Sprache geschriebene Material an Büchern, Zeitschriften, Zeitungen, Karten, Bildern und Veröffentlichungen amtlicher und halbamtlicher Stellen des Generalgouvernements gesammelt, geordnet, indexmäßig erfaßt und ausgewertet. Der Informationsdienst baut sich aus Auskunftskartei, Bücherei, Bildarchiv, Kartensammlung, Zeitungsausschnittarchiv und Buchhandlung auf. Die Auskunftskartei umfaßt Angaben über die Staats-, Partei- und sonstigen Dienststellen des Generalgouvernements und über Stellen, die im Reich für Angelegenheiten des Generalgouvernements zuständig sind. Sie wird etwa Material über das Verkehrswesen, über den Zahlungsverkehr, über Zölle, über Ein- und Ausfuhr, über Gewerbe und Industrie, über Bevölkerungsverhältnisse, über das Rechtsleben, über Bäder und Kurorte, über Einreisebestimmungen, über Unterkunft und vieles andere, was es zu wissen gibt und was sich zur Auskunftserteilung in einer derartigen Stelle eignet, enthalten.

In der Bücherei wird neben den periodischen Veröffentlichungen auch die gesamte, seit Errichtung des Generalgouvernements erschienene Literatur über das Generalgouvernement gesammelt und in einem Index erschlossen. Nach Fertigstellung dieser Arbeiten soll auch die Literatur über das frühere Polen erfaßt werden. Der sachliche Rahmen wird sich dann auch auf kulturelle und wissenschaftliche Gebiete, auf die Gesamtgeschichte des Raumes des Generalgouvernements, auf Geographie und Geologie erstrecken. Besonderes Gewicht wird auch auf die Erfassung des erreichbaren statistischen Materials gelegt werden. Erwünscht wäre auch die Erstellung eines umfassenden Ortsnamenarchivs.



DIE AUSSTELLUNGSRÄUME DER WERBESTELLE ZEIGEN HANDWERKLICHE

Die Werbestelle arbeitet dabei stets aufs engste mit dem Bevollmächtigten des Generalgouverneurs in Berlin, dessen politischer Aufsicht sie untersteht, zusammen. Sie ergänzt in mancher Hinsicht die Dienststelle des Bevollmächtigten, indem sie vielfach die erste Vermittlung zum Publikum bildet.

Die Werbestelle tritt dabei in direkten Kontakt mit vielen Kreisen des kulturellen, des wirtschaftlichen und des Verwaltungslebens im Reich. Dabei kann sie den Stellen im Generalgouvernement manchen vermittelnden Dienst — insoweit diese Tätigkeit nicht dem Bevollmächtigten vorbehalten ist — leisten.

Aktiv werbend wendet sich die Werbestelle in mannigfacher Weise an die Volksgenossen im Reich. Ausstellungen aller Art in volkstümlicher Form geben Aufschluß insbesondere über das wirtschaftliche und kulturelle Leben im Generalgouvernement. Der Informationsdienst ist mit einem möglichst weitreichenden Dienst- und Hilfeleistungsbetrieb verbunden. Die Werbung für das Schrifttum des Generalgouvernements einschließlich des Zeitungsdienstes schließt Annoncen- und Abonnementsannahme ein, und es wird für die Sparten künstlerischer, gewerblicher und sonstiger Arbeit, die zur Zeit Aufträge entgegennehmen können, wie etwa die ukrainische und goralsche Volkskunst, geworben.

Den Eingang der werbenden Ausstellungen bildete eine Handwerksschau, die dem Handwerk im Generalgouvernement große Wehrmachtaufträge brachte. Die nächsten Ausstellungen werden eine Kulturschau, eine Volkskunstausstellung, eine Industrieschau der Hauptgruppe Gewerbliche Wirtschaft, eine Ausstellung graphischer Kunst im Generalgouvernement und eine Ausstellung des Instituts für Deutsche Ostarbeit sein. Diese Ausstellungen haben das eine Mal mehr allgemein aufklärende Bedeutung, das andere Mal vermitteln sie bereits die Aufnahme tatsächlicher praktischer Beziehungen, namentlich die Auftragserteilung in das Generalgouvernement.

Von Bedeutung ist auch die Bearbeitung besonderer Einzelprobleme. Ein Beispiel: Die Kur- und Erholungsorte im Reich sind — jedenfalls zu den Haupturlaubszeiten — überfüllt. Die Kur- und Erholungsorte des Generalgouvernements dagegen können zur Zeit nur vereinzelt einigermaßen ausgenutzt werden. Es wäre sehr zu wünschen, wenn ein gesteigerter Besuch wenigstens soweit ermöglicht werden könnte, daß die wirtschaftliche Grundlage zur Erhaltung der Einrichtungen dieser Orte bis zu Zeiten freieren Verkehrs und reichlicherer Versorgungsmöglichkeit erarbeitet werden könnte.



ARBEITEN AUS DEM GENERALGOUVERNEMENT IN GEDIEGENER AUSFÜHRUNG

Die Volksgenossen, die in harter Arbeit die Rüstung des Reiches schmieden, die Rüstungsarbeiter im Reich, müssen einen Ausgleich für die dauernde körperliche und seelische Anspannung finden. Für sie muß kameradschaftliche Gesinnung und der Gedanke an die Notwendigkeit der Erhaltung gerade ihrer Arbeitskraft für die Zukunft des Reiches jede irgend mögliche Erleichterung und Hilfe auch im Generalgouvernement bereitstellen. Es ist hier schon ein Anfang gemacht worden, und mit einzelnen Trägern der Sozialversicherung und der NSV. wurden die ersten Maßnahmen getroffen, die die Verschickung von Rüstungsarbeitern in die Kurorte des Generalgouvernements verwirklichen. Dies ist ein wesentlicher Beitrag, den das Generalgouvernement der Kriegswirtschaft leisten kann. Hier erwächst auch der Werbestelle eine wichtige Vermittlungsaufgabe.

Diese Förderung der Verflechtung und Verwachsung des Lebens des Generalgouvernements mit dem Leben des Kernreichs im Rahmen der Arbeit des größeren Reiches beinhaltet ein wachsendes Aus- und Eingehen deutscher Menschen in diesem Nebenland eher oder später, also einen wirtschaftlichen, kulturellen, arbeitsmäßigen und allgemeinen Fremdenverkehr.

Bei dem Begriff „Fremdenverkehr“ darf man eben nicht nur an einen ferienmäßigen Kur-, Erholungs- oder gar Belustigungsbetrieb denken, etwa an Tanz bei Kurmusik, Liebe im Schnee, Menschen im Hotel oder dergleichen angenehme, aber nicht kriegsmäßige Umstände. Fremdenverkehr ist alles, was nicht eingesessen ist und auch sonst nicht in seinen heimmäßigen Belangen fest organisiert ist.

So ist der Fremdenverkehrsverband Generalgouvernement mit dem Aufbau und der Betreuung dieser Werbestelle betraut worden. Er sieht hier seine Aufgabe darin, in Zusammenarbeit mit allen interessierten und zuständigen Stellen der Anknüpfung und Festigung der Arbeitsbeziehungen zwischen Kernreich und Generalgouvernement von Mensch zu Mensch und von Stelle zu Stelle zu dienen, um dieses Nebenland des Reiches mehr und mehr in das Bewußtsein und in den festen Arbeitsinhalt des deutschen Volkes einzubeziehen. Es wird hierin jede Mitarbeit und jede Interessennahme begrüßt. Die Werbestelle erfüllt mit Freuden alle an sie herangetragenen Ersuchen, die sich im Rahmen ihrer Zuständigkeit und Aufgabenstellung bewegen.

DURCH ARBEIT ZUR FREIHEIT Fortsetzung von S. 57

In unsern zerlumpten Kleidern glichen wir einem Regiment Sansculotten. Manche besaßen nicht einmal ein Hemd. Sie gürteten die Hose mit einem Bindfaden um den nackten Bauch und warfen einen Sack über die Schultern, wenn es regnete. Wir forderten Arbeitskleidung, doch der Vertreter der 3. Abteilung zuckte mit den Achseln. Es gab keine Kleider. Obwohl wir Beile in der Faust hielten, dachten wir nicht an Rebellion. Müde, gedemütigt, beleidigt stolperten wir über die Geleise, luden Bretter aus den Lastkähnen, Stämme auf die Waggons, stapelten Schwellen, trugen sie hierhin und dorthin, wälzten Stämme; einer neben dem andern, Russen, Ukrainer, Georgier, Polen, Chinesen, Turkestaner, Finnen, Deutsche; Ingenieure von Dnjeprostroj, Professoren der Universitäten, Schriftsteller mit bekannten Namen, hohe Parteifunktionäre, Studenten, Angestellte, Arbeiter, Bauern, Leute mit manchen Fähigkeiten und Begabungen, einer dem andern gleich, einer so verflucht wie der andere.

Ich hatte in Moskau gelebt, und mein Leben war nach der Uhr gelaufen. Ich hatte geglaubt, so sei der normale Zustand des Landes. Erst an den Einzelschicksalen, die sich nun vor mir enthüllten, sah ich, daß ringsum Schwund und Sturz gewesen war, und daß die ‚Stetigkeit der Entwicklung nach dem Plan‘ nur die geredete Kulisse vor der tatsächlichen Wirrnis im Lande bedeutete. Ich hatte verbrecherisch töricht geträumt; endlich erwachte ich. Keine lebendige innere Ordnung hielt das System aufrecht, sondern ein raffiniert konstruiertes, aber starres Gerüst. Das Gesetz seiner Mechanik lautete: man mußte gerissen sein, dann wurde man ein großer Mann. Ich befand mich nicht im Lande der Werktätigen, sondern im Paradies der Gauner und Schwindler.

Mir kam die Erinnerung an die Vorstellung eines europäischen Illusionisten in Nowosibirsk, der ich beigewohnt hatte. Das Volk strömte aus hundert Kilometer Entfernung zu Pferd und Wagen herbei, um seinen Kunststücken zuzuschauen. Er war aber nur ein gewöhnlicher Drei-Groschen-Zauberer, der nicht einmal in einer pommerschen Kleinstadt einen Hund hinterm Ofen hervorgelockt hätte. In Nowosibirsk, das sich von den sowjetischen Journalisten das sibirische Chikago nennen ließ, wirkte er Wunder. Ich sah mir eine Vorstellung an. Das Volk atmete kaum, als der Zauberer seine Uhr in den Hut warf, ihn aufsetzte, einen Blumenstrauß aus dem Hut und die Uhr aus der Westentasche zog. Er rief einen Rotarmisten auf die Bühne und holte ihm unter der Achsel einen Apfel hervor. Das Volk freute sich. Der Rotarmist wurde böse, weil die Leute glaubten, ihm wüchsen Äpfel unter dem Arm. Später sah ich den Rotarmisten in einer dunklen Ecke des Vorsaals stehen. Er hatte ein erschüttertes Gesicht und griff sich immer wieder verstohlen unter den Arm.

Mit diesem Volk schuf Stalin den Sozialismus. Stalins Sozialismus glich dem Apfel des Zauberers, den er zudem, wie jener auch, für sich behielt. Der Verzauberte oder Betrogene aber stand da und staunte. Beides war möglich: er konnte den Zauberer anbeten, er konnte ihm aber auch mit dem Knüppel über den Kopf schlagen. Der Rotarmist war offenkundig zu letzterem geneigt gewesen.

Wegen dieser Tiere hatte ich Deutschland verlassen! Mit diesen Tieren war ich nun an eine Deichsel gespannt und wurde von Stalin und seinen Kumpanen in die ‚Freiheit‘ gepeitscht!

Ich fühlte, daß ich hochmütig und ungerecht dachte. Die Russen, ob sie nun Stalin glaubten oder nicht, waren keine Tiere. Die Fähigkeit, sich dem Zauber, sogar dem faulen Zauber zu ergeben, setzt Kindlichkeit, Reinheit des Glaubens und des Gemüts voraus. Ich fand diese Eigenschaften bei den Russen, mit denen ich nun zusammenlebte, immer wieder. Wer konnte ihnen einen Vorwurf machen, daß sie den Illusionismus Stalins nicht durchschauten, der sich von ihrer Verzauberung unterschied wie der Bolschewismus vom Volkstum selbst?

Ich dachte an Leßkows ‚Verzauberten Pilger‘ Iwan Sewerjanowitsch, den handfesten Russen, dem sogar ein so strenger deutscher Humanist wie Josef Hofmiller Einsicht und Tröstung verdankte. Leßkows verzauberter Urrusse war im Begriff gewesen, sich durch gottgläubige Aktion zum freien Menschen einer Gemeinschaft der Geläuterten zu wandeln. Diese Entwicklung war unterbrochen worden. Jetzt hungerte der neue russische Mensch, um den Leßkow gekämpft hatte, in irgendeiner schrecklichen Tiefe. Verzauberung, Verhaftung, Gebundenheit waren nicht mehr ein Prozeß, der Läuterung verlangte, sondern verdammter Zustand ohne Ausweg.

War es so? Ich blickte um mich und suchte hinter den Masken, aus deren Mundlöchern unflätige Wörter drangen, und in den Augen ohne Blick das Zeichen neuer Lauterkeit. Es war wie eine Gnade, wenn man auf das Menschliche stieß.

Eines Morgens stand neben dem Posten, an dem vorüber wir zum Bretterladen im Hafen aus dem Lagergelände marschierten, eine alte Frau. Sie hatte ein Paar wollene Strümpfe in der Hand, die sie ihrem Sohn geben wollte, der in den Reihen unserer Brigade ging. (Wir hatten einige wenige Gefangene, die aus dieser Gegend stammten.) Als die Alte sah, daß der Sohn nur Lappen mit Bindfaden um seine Füße gewickelt hatte, stürzte sie auf ihn zu. Doch der Posten, wiewohl auch nur ein Gefangener, trat mit schußfertigen Gewehr zwischen Mutter und Sohn. „Mach ein Gesuch!“ schrie er böse, „dann gibt man dir vielleicht ein Wiedersehen mit ihm.“ Er war ärgerlich, weil er beim Zählen unterbrochen war. „Vorwärts, weiter!“ rief er. Unser Zug stockte wie vor einer Wand. Der Posten trieb die Frau fort. Sie wich zurück, die Strümpfe in der Hand, ohne ein Wort zu sagen. Der Sohn stierte stumpf vor sich hin. „Schön dumm ist deine Alte“, sagte jemand, „ausgerechnet zum Posten stellt sie sich hin. Unten am Hafen hätte sie sich mit dir auf die Bretter setzen können.“ Der Bursche blickte seine Mutter an. Da verhielt diese plötzlich den Schritt. Aus der Weichenden wurde eine Angreiferin. Sie trat auf den Posten zu. „Erschieße mich, du Hundesohn!“ sagte sie, „jetzt oder später, ganz gleich, erst kriegt er seine Strümpfe.“ Sie gab dem Sohn die Strümpfe und streichelte seine Hand. Da wurde die Gewalt der Maschine, die uns gefaßt hielt, mit einem Male ohnmächtig, und wir fühlten uns stark und frei, als wir der Alten zujubelten. Der Posten kam nicht mehr auf den Gedanken, den wilden Mann zu spielen. Während die Frau beiseite trat und wir uns wieder in Marsch setzten, sagte er zu dem Burschen: „Zieht forsch vom Leder, deine Alte, muß man zugeben!“



AUSSTELLUNGSRAUM IN DER WERBESTELLE
DES GENERALGOUVERNEMENTS

Wer vermochte zu sagen, ob sich in der Masse ein Läuterungsprozeß vollzog? Sichtbar war, daß es Liebe gab, daß eine Mutter ihren Sohn nicht verließ, daß Kräfte da waren, die stärker als jede Maschinerie den Menschen menschlich und das Wort wörtlich machten. Dies allein bewegte unsere Herzen, und eben dieses war vielleicht die neue Bewegung im Lande. Die Gemeinsamkeit der Liebenden löste den Bann der stumpfen Verhaftung und entfaltete sich auf einer besseren Ebene fruchtbar.

Nur aus dem Menschlichen, das die Liebe wiederhergestellt hatte, wuchs die alles überwindende Haltung. Ein russischer Arbeiter, dem es in deutscher Kriegsgefangenschaft schlecht ergangen war, sagte zu mir: „Jetzt bist du unser Kriegsgefangener!“ Es war ihm ein Trost, daß er auf einen Deutschen spucken konnte. Ich lachte bitter, denn mich übermannte die Verwirrung: ich, der ich mich zur Revolution des Proletariats bekannt hatte, war in das Land des Proletariats gegangen und galt in ihm

als Kriegsgefangener. Der gleiche Mann, dem ich zur Freiheit hatte verhelfen wollen, verhöhnte mich. „Es handelt sich nur um eine kleine Prüfung“, hatte der Richter gesagt. Er hatte mich belogen. Der Hohn machte mir klar, daß ich meinen Platz in diesem Lande verloren hatte und nie wiedergewinnen konnte. Ich war verdammt, verworfen. Ich war nichts, vielleicht der letzte Gefallene des vergangenen Krieges, vielleicht der erste Gefangene des kommenden. Die Worte der Geliebten klangen mir im Ohr: „Wende dich an den deutschen Konsul!“ Die Versuchung, mich auf männliche Weise zu retten, war groß. Ich überwand sie, indem ich mir der sich selbst zum Opfer bringenden Liebe bewußt wurde, die aus dem Rate sprach. Sie gab mir die Gewißheit einer Gemeinsamkeit, die Trennung und Mißverständnisse überwand und zum Aushalten verpflichtete. Nie hatte ich von der Frau verlangt, sie solle deutsch sein, nie hatte sie ihre Ergebung von meiner Angleichung an ihre Art abhängig gemacht. Unsere Vereinigung überbrückte das Gegensätzliche, weil sie Bewährung des Wesentlichen voraussetzte. Im sicheren Gefühl lebendiger Einheit wurde uns die Behauptung des eigenen Wesens zum notwendigen Bekenntnis. Ich erlag weder der Versuchung, aus meiner Staatsangehörigkeit Gewinn zu schlagen, noch verleugnete ich mein Volkstum um eines augenblicklichen Vorteils willen. Wenn mich einer der Lagerhunde, sei es ein GPU.-Soldat oder einer der Urki fragte, ob ich ein Deutscher sei, antwortete ich ihm ohne Scheu vor Hohn oder möglichen Nachteilen: „Ja, ein Deutscher.“

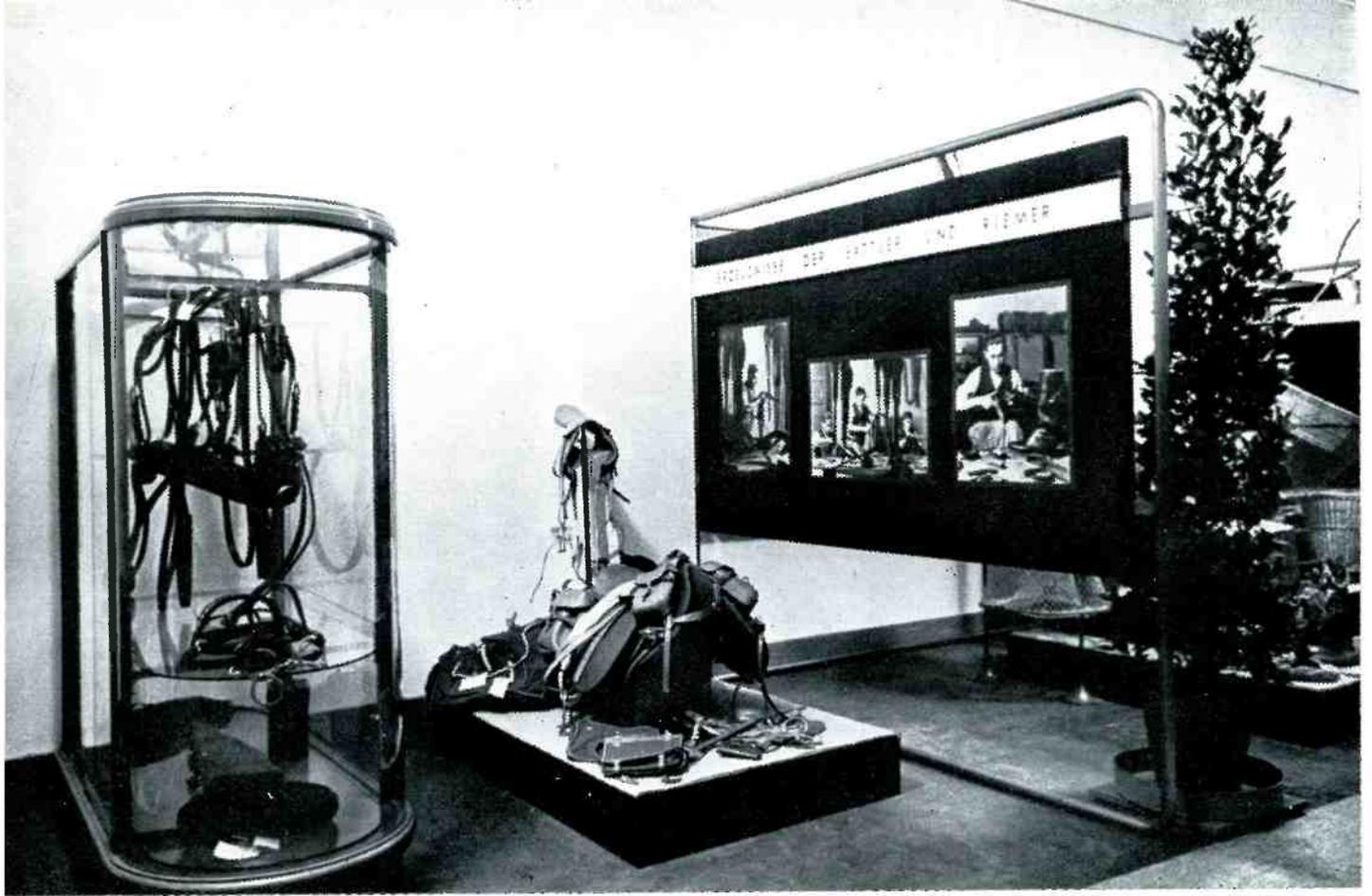
Meine Antwort rechnete ich mir nicht als Verdienst an. Ich war nur, was ich nicht anders sein konnte. So wenig ein kreisender Blutstropfen seinem Körper sagen kann, daß er ihn liebt, bin ich imstande auszusprechen, daß ich Deutschland liebe. Nur der Gefährtin sagte ich laut, daß ich sie liebe und empfand mich von ihr bestätigt. Solange solche liebende Gemeinsamkeit bestand, mußte ich deutsch sein. Diese Gewißheit erhob, sicherte die Haltung und führte weiter. Deutschland war dort, wo ich deutsch war. Ich hatte an jedem Orte durchzuhalten. Als ich, nasse, schwere Bretter auf den schmerzenden Schultern, vom Lastkahn über einen wippenden Steg die steile Böschung emporklomm und den Professor müde und verzagt mir entgegenschlurfen sah, rief ich ihm zu: „Impavidi progrediamur!“ Er winkte ab, doch mir wurde der aus ferner Erinnerung angeflogene Ruf zum Befehl. Einst hatte ich geglaubt, Deutschland sei dort, wo ich bilde. Ich fühlte, daß mein humanistischer Begriff der Bildung ein unvollkommener sei und der Bezirk des Bildens nicht das Land, geschweige denn die Welt bedeuten konnte. Es drängte mich, mit diesen Fragen fertig zu werden, und ich sprach mit Kyrill Petrowitsch und dem Professor, als wir eines freien Nachmittags vor einem Holzstapel in der Sonne saßen, über das Wesen der Bildung. Ich warf dem Professor vor, daß er Bildung als Stapelung von Wissen und Kultur als Besitz verbindlicher Formeln und Formen auffaßte. Der Widerspruch des Professors, der Bildung mit Aufklärung gleichsetzte, war so veraltet, daß er der Widerlegung nicht wert schien. Die ganze Brüchigkeit des liberalen Weltbildes enthüllte sich in dem Professor, der Wissen gleich Macht setzte und im Lehrer den Heiland sah. Bildung war ihm der Motor des mechanisch sich vollziehenden Fortschritts.

Kyrill Petrowitsch und ich, wir waren beide nach Schulung und Überzeugung Dialektiker. Wir sahen den Fortschritt nicht in der Vervollkommnung des Äußerlichen. Wir bekannnten uns zur Revolution, denn wir sahen das Vollkommene nur durch die kämpferische Überwindung des Unvollkommenen erreichbar.

Daher gab ich dem Professor zur Antwort, Wissen als solches sei noch keine Macht, denn es befände sich, so wie die Welt sei, stets in den Händen eigennütziger Besitzender, die es in ihren Dienst stellten. Erst wenn die Revolution das Wissen frei gemacht habe, könne es die Menschen bewegen. „Welche Revolution?“ fragte der Professor.

Ich konnte ihm keine Antwort geben. Die bolschewistische war es nicht. Sie setzte zwar ein Volk in den Stand, sich Kenntnisse anzueignen, und klärte es in ihrem Sinne auf; aber diese Bildung blieb äußerlich und dazu sehr unvollkommen. Sie bewegte und wandelte niemanden. Folgerichtig wurde in der Sowjetunion zum Gebildeten entweder der beschränkte Techniker oder der neunmalkluger Alleswissener.

Es hat sich gezeigt, meinte Kyrill Petrowitsch und versuchte unsern Zweifel an der marxistischen Doktrin durch eine neue Behauptung zu überwinden, daß die Beseitigung der Klassengegensätze



AUSSTELLUNGSRAUM IN DER WERBESTELLE DES GENERALGOUVERNEMENTS

das Wissen nicht befreit und nicht zur lebendigen Wirkung gebracht habe. Man müsse mit der Auffassung vom Wissen, die einem Stalin genau so zu eigen sei wie dem aufklärenden Bürgertum des 18. Jahrhunderts, Schluß machen. Das Wissen sei eine gute Sache, und er liebe es. Aber Bildung hänge nicht von ihm ab, eher umgekehrt das Wissen von der Bildung.

„Sie sind irrsinnig!“ rief der Professor. „Sie drehen sich im Kreise.“

„Im Gegenteil, Professor, ich meine, Sie kommen nicht vom Fleck. Es müßte Sie immerhin stutzig machen, daß Sie bei der grundsätzlichen Betrachtung von Wissen und Bildung nichts von Stalin trennt. Ich aber bin der Meinung, daß Bildung nichts anderes ist als die Entwicklung des Arteigenen, des Wesentlichen. Russische Bildung zum Beispiel verdeutlicht sich mir in den Ikonen Rubljows oder in den letzten Volkszählungen Tolstojs. In beiden Fällen ist weises Lehren zur Gestalt geworden.“ Ich stimmte Kyrill Petrowitsch begeistert zu. „Demnach“, ergänzte ich ihn, „ist Fortschritt das vom Streben nach Vollendung getragene Wachstum der Art.“

„Also sind Sie nichts als Pflanzen“, ereiferte sich der Professor.

„Nein, wir sind Menschen, Professor, und sind imstande, das uns Artgemäße bewußt zu entwickeln.“

Nach diesem Gespräch wurde mir die Behauptung des Wesentlichen, zu der ich mich bei der Beantwortung der Frage, ob ich ein Deutscher sei, entschlossen hatte, zum Grund meines Daseins und meines Verhaltens. Von ferne und undeutlich sah ich nun auch, daß hinter dem Bekenntnis zum Arteigenen, das mir so selbstverständlich und leicht erschienen war, eine schwere Aufgabe lag. Ich faßte sie noch nicht, doch ahnte ich, daß ihre Lösung einen so endgültigen Umsturz bedeutete, daß im Vergleich zu ihm jede bisherige gesellschaftliche Revolution nichts weiter als sturmbewegte Oberfläche war. Nein, eine bewußte Haltung besaß ich nicht, auch Kyrill Petrowitsch hatte sie nicht. Aber wir hatten unsern Halt. Wir ließen uns nicht fallen. Der Professor verkam. Er war immer ruhelos und fiebrig, biederte sich mit allem möglichen Volk an und machte sich gemein. Auch achtete er nicht auf die Pflege seines Körpers und seiner Kleidung. Der Ruf: „Impavidi progrediamur!“ rührte ihn nicht an, denn er war ein Verzweifelter. Deshalb spielte auch in ihm der Gedanke an Flucht.

Mit vielen geschah es so, und sie ergriffen aus Verzagtheit und Sehnsucht die Flucht, obwohl der Holzplatz nachts von einer verstärkten Zahl Wachen mit Hunden umstellt war. Da sich die Flüchtlinge jedoch notgedrungen an der Bahnstrecke, dem einzigen Weg durch die Wälder südwärts, aufhalten mußten, wurden die meisten schnell wieder ergriffen. Einige indes blieben verschwunden. Zu ihnen gehörte ein koreanischer Offizier, ein lustiger, wendiger Bursche. Ich traf ihn zufällig, als ich ein Jahr später aus der Taiga zurückkam, am gleichen Orte wieder. Wir setzten uns zusammen, und er erzählte mir seine Geschichte, die mir die wahre Unordnung in diesem Lande zum wiederholten Male deutlich machte. Der Koreaner war über die chinesische Rote Armee, zu der er von den regulären Truppen übergelaufen war, auf die chinesische Universität in Moskau gekommen und von dort, da das Rebelle stark in ihm war, ins Lager. Er verkörperte alle Unarten eines in Moskau verbildeten Asiaten. „Verflucht!“ schrie er und wünschte, daß Marxens Mutter vom Satan vergewaltigt werde, „wäre ich doch nicht zu den Läusefressern (so nannte er die Bolschewiki) gegangen! Als chinesischer Offizier hätte ich jetzt sieben Frauen und wäre ein reicher Mann!“ Vom Holzplatz war er geflohen, indem er in einen Waggon mit Schwellen kurz vor der Plombierung hineinkroch. Er fuhr so lange im Zuge, bis er es vor Durst nicht mehr aushalten konnte, öffnete die Luke, sprang hinaus, stahl in einem Hause eine Komsomolzenuniform, fuhr nach Swerdlowsk, begab sich zum Sekretär des Komsomolen und hielt vor den Komsomolzen einen Vortrag über den Aufstand in Kanton, „ohne jede Abweichung!“ wie er stolz erklärte. Danach reiste er von Ort zu Ort, verschaffte sich durch Chinesen einen Paß, wurde Leiter einer Kooperative, unterschlug zehntausend Rubel und gelangte nach Alma Ata, um sein Ziel, das chinesische Ostturkestan, zu erreichen. An der Grenze erkannte ihn jedoch einer seiner Mitschüler von der chinesischen Universität, der als GPU.-Agent an der Grenze Dienst tat. Man brachte ihn ins Lager zurück. Er hatte eine schwere Zusatzstrafe zu erwarten. „Meinetwegen“, sagte der Koreaner, „ich fliehe trotzdem wieder. Diesmal erreiche ich China. Vorher werde ich versuchen, bei den Läusefressern General zu werden. Mit Unverschämtheit und den richtigen Sprüchen kommt man leicht durchs ganze Reich.“

Auch der Pfarrer floh. Zuerst schien es jedermann unglaublich, daß sich der pedantische Mensch mit dem schmalen, schwächlichen Körper zu solcher rebellischen Tat aufgerafft hatte, doch ließ nähere Nachforschung keinen Zweifel übrig. Der Pfarrer war gemeinsam mit einem deutschen Kolonisten aus einem abseits gelegenen Bruch, wo sie die vom Hochwasser zurückgebliebenen Birkenstämme zu sammeln, zu schälen und zu schichten hatten, geflohen. Man hetzte ein Kommando mit Spürhunden hinter ihnen her, doch kehrten Mannschaften und Hunde unverrichteterdinge wieder zurück. Wir vergaßen die beiden über der Arbeit.

Drei Wochen später war der Pfarrer plötzlich wieder da. Er war freiwillig ins Lager zurückgekommen. Ein nie dagewesener Fall für den Vertreter der 3. Abteilung, der den Flüchtling zuerst gar nicht anerkennen wollte, denn diese Rückkehr zerstörte Begriffe, Vorstellungen und ein ganzes Aktenstück. Der Pfarrer kam wieder in seine alte Brigade und tat seine Pflicht. Er sah krank und elend aus. Weiß Gott, was er erlebt hatte und weshalb er zurückgekommen war. Er selbst sprach mit niemandem, auch nicht mit den Deutschen, mehr ein Wort. Bald danach kam er mit Unterleibstypus ins Lazarett; wir stellten das Kreuz über ihn und vergaßen ihn. Allein er gesundete, und der Zufall wollte es, daß ich ihn in der Taiga wiedertraf. Die Flucht sei höchst einfach gewesen, erzählte er mir. Sie hatten sich flußaufwärts, also nach Norden, gewandt und sich nach Durchquerung mehrerer Fließchen umgekleidet. Sie hatten ihre sorgsam gehüteten und gepflegten Anzüge angezogen, denn die Flucht war seit langem vorbereitet gewesen, und hatten an einer der nächsten Dampferhaltestellen Fahrkarten nach dem Süden gekauft. In der Kajütklasse waren sie, von den Reisenden als bessere Herren bestaunt, am Lager vorüber südwärts gereist und mit der Bahn ihrem Ziel zugefahren. In Moskau hatten sie sich getrennt. Der Kolonist hatte die Absicht, über die Grenze zu gehen. Der Pfarrer traf sich irgendwo mit seiner Frau. Was dabei geschehen war, erzählte er nicht. „Ich hatte die Möglichkeit“, sagte er nur, „Rußland zu verlassen.“ Seine Frau war eine in Rußland geborene Deutsche. Wenn sie nicht kühn oder nicht verzweifelt genug war, mit ihm über die Grenze zu gehen, blieb ihm tatsächlich nichts anderes übrig, als freiwillig sich ins Lager zurückzugeben.

Unsere Brigade gehörte zu den zuverlässigen. Wir kannten keinen Fall von Arbeitsverweigerung. (Für die ‚Deserteure der Arbeitsfront‘, wie sich der GPU.-Vertreter ausdrückte, hatte man ein kleines

Isolierlager zwischen den Baracken errichtet. Dort hockten sie halbverhungert und riefen uns böse Worte nach, wenn wir zur Arbeit gingen.) Gegen Flucht hatte man sich gesichert, indem wir uns schriftlich für den Nebenmann verbürgen mußten.

Wir näherten uns dem Herbst. Die Nächte wurden länger. Oft regnete es. Wir arbeiteten in nassen, zerlumpten Kleidern. Das Holz hatte seinen Schrecken verloren. Die wie Tanks anbrausenden Stämme überwandten wir, indem wir sie ansprangen und blitzschnell uns von ihnen wieder abstießen. Es war ein stetes Spiel mit dem Tode. Immer wieder mußten wir nachts Züge laden, weil man den anderen Brigaden nicht traute.

Kostja fand trotz alledem noch eine halbe Stunde Zeit, Deutsch zu lernen. Sein Vater, der Eisenbahnarbeiter, hatte ihm ein Paket geschickt. Darin befanden sich getrocknetes Schwarzbrot, ein Päckchen Zigaretten, Fußlappen und eine deutsche Grammatik. Ich teilte mit Kostja meine Vorräte, die ich reichlich gesandt erhielt. Rosenblad arbeitete schon längst nicht mehr in der Brigade. Eines Tages war ein Telegramm der Lagerverwaltung in Moskau eingetroffen, das Rosenblad zur Untersuchung beorderte. Der Arzt hatte ihn für arbeitsuntauglich erklärt. Rosenblad suchte sich eine neue Tätigkeit. Er machte dem Vertreter der 3. Abteilung den Vorschlag, eine gedruckte Lagerzeitung herauszugeben. Der Vertreter ging auf die Sache ein, denn als kleiner Mann wußte er nicht, wer dieser Rosenblad war, um dessentwillen sich die oberste Lagerbehörde selbst bemühte, und erhoffte sich aus dieser Sache sogar Lob und Beförderung. Rosenblad ging nun umher wie einer von der 3. Abteilung, fuhr in die Stadt zur Druckerei, verhandelte wegen Papier, Satz, Mitarbeitern und hielt mit ihnen kleine Redaktionssitzungen ab.

Schräg gegenüber dem Lager, am jenseitigen Ufer des Flusses, lag eine Sägemühle. Dorthin schickte man unsere Brigade oft zur Arbeit. Obwohl wir durch den Hin- und Rückmarsch zwei Stunden unserer freien Zeit verloren, gingen wir mit einem gewissen Vergnügen an diesen Platz. Wir stampften durch den rieselnden Flußsand und setzten in großen Booten über den Fluß. Ein alter Fährmann fuhr uns. Er hatte gütige Augen und einen vollen, weißen Bart. Man sagte, er sei ein Oberst der alten Armee. Er steuerte das Boot sicher durch die Masse der treibenden Stämme. Oft, wenn der Wind das Holz an den jenseitigen Rand des Flusses trieb und dort zusammenballte, hatte er seine schwere Mühe, das Boot ans Ufer zu bringen. Der steile Abhang, an dessen Rand die Sägemühle stand, war mit Sägemehl bedeckt. Dahinter lagen einige armselige Bretterbuden, in denen zwangsweise umgesiedelte Bauern hausten. Die Dampfmaschine puffte lustige weiße Wölkchen aus dem langen Schornstein, rings umkreiste uns Wald. Von der Höhe glitt der Blick über den Fluß weit ins Land hinein. Neben uns arbeiteten auf dem Holzplatz einige Brigaden ortsansässiger Arbeiter, zumeist Burschen und Mädchen. Sie waren frei, und es war ihnen verboten, mit uns zu sprechen. Ihr Schutz und Antrieb war die rote Fahne, die auf dem Dache der Sägemühle wehte.

Uns bewachte ein Konvoj mit aufgepflanztem Bajonett. Ich unterhielt mich manchmal mit dem Jungen, der ein stures Bauerngesicht hatte. Er war zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden, weil er jemanden mit einem Stein zu Tode geworfen hatte. „Es war nur Spaß“, entschuldigte er sich.

Die Schwellen trugen sich hier irgendwie leichter als auf dem Holzplatz neben den Baracken. Wir schleuderten sie mit Schwung vom hohen Uferstrand ins Wasser hinab und freuten uns, wenn der Fluß über ihnen zusammenschlug. Im Wasser fischte sie Stanislaus auf und schichtete sie in Lagen zu vier Stück zusammen, so daß sie, sich selbst durch ihr Gewicht verbindend, wie kleine Flöße dahinschwammen. Stanislaus war der einzige, der zu dieser schweren Arbeit zu gebrauchen war. Er arbeitete leicht und geschickt, scheinbar mühelos. Er war ein kluger, unverdorben Junge, der Sohn eines in diese Gegend zwangsweise versiedelten Bauern aus der Gegend um Minsk. Die Eltern wohnten nur fünf Stunden vom Lager entfernt. Stanislaus war unerlaubt ins Innere Rußlands gefahren, denn es drängte ihn nach Beruf und Wissen. Neidisch schaute er uns zu, wenn wir schrieben. Er hatte es nicht lernen dürfen. Alles Gute wäre aus ihm geworden, doch erhielt er als Sohn eines enteigneten Bauern weder Wissen noch Bürgerrecht. In Kiew verhaftete man ihn und verurteilte ihn wegen ungesetzlichen Verlassens des ihm angewiesenen Wohnortes zu fünf Jahren Zwangsarbeit. Zufällig war er in seine Heimat gekommen. Die Bitte, ein Wiedersehen mit seinen Angehörigen zu erhalten, hatte ihm der

Vertreter der 3. Abteilung abgeschlagen. Vielleicht hatte er durchblicken lassen, daß ihre Erfüllung von der Arbeitsleistung abhängt. Jedenfalls war Stanislaus der Unermüdlichste unter uns. Er stand auch noch im Wasser, als schon der Herbstwind übers Land rauschte und des Morgens Reif auf den Dächern lag. Eines Tages überfiel Stanislaus das Fieber. Man brachte ihn ins Lazarett. Dort starb er. Seine Eltern werden nie erfahren, wo er sich befindet, obwohl er nur einige Stunden von ihnen entfernt begraben liegt.

Unsere Hingabe an die Arbeit war zum Teil gegen das Bajonett hinter uns gerichtet. Wir hatten das Bedürfnis, so zu tun, als ob wir freie Arbeiter wären. Die freien Tagelöhner hingegen, die keine anderen Götter hatten als die rote Fahne über sich und den gemeinsamen Boden des sozialistischen Vaterlandes unter sich, hatten kein anderes Bestreben, als wenig zu tun und viel zu verdienen. Sie waren Gewerkschaftsmitglieder, zum Teil sogar Komsomolzen und also ein Stück des siegreichen Proletariats, das nach den Worten der ‚Prawda‘ bewußt, fröhlich und der Idee des Sozialismus ergeben in freiwilligem Wettbewerb schaffte und nach dem Vorbild Stachanows Höchstleistungen anstrebte. Die sowjetische Phrase ist immer die Umkehrung der Wirklichkeit. Die Verwilderung und Gedankenlosigkeit, von der ein großer Teil der russischen Jugend ergriffen war, enthüllte sich auch hier. Die Scheu der Jugend vor uns Gefangenen beruhte auf der Angst, sich verdächtig zu machen. Vor sich selbst hatten sie keine Scheu und gaben sich schamlos. Sie arbeiteten widerwillig und lungerten viel herum, die Mädchen fluchten so zotig wie die Burschen und ließen sich vor aller Augen abtasten und küssen. In ihrer Schamlosigkeit war jedoch keine Primitivität, sondern bewußte Frechheit. Sie widersetzten sich dem Gesetz auf die gefahrloseste und leichteste, jedoch gemeinste Weise. Oft kamen sie betrunken zur Arbeit, und die Paare gingen, vom Grölen der Zurückbleibenden verfolgt, trunkenen Schrittes ins Gebüsch.

Das Holz, das wir ins Wasser warfen, ging nach England. Es brachte Gold. Der Boden, auf dem wir mit den gleichen zerfetzten Bastschuhen wie die Freien schritten — hierin glichen wir einander —, gehörte dem ganzen Volke und sollte es zum glücklichen Kollektiv zusammenschmieden. Aber nun waren fast zwei Jahrzehnte nach der großen Umwälzung vergangen, und von dem ‚ganzen Volk‘ war nur der nackte, hungrige Einzelne zurückgeblieben, der die Lust raffte, wie er es verstand.

Es war zu sehen, daß vielen der Freien das Leben ebenso sinnlos erschien wie den meisten von uns Gefangenen. Immerhin aber besaßen die Freien als Ausweg den Rausch. Wodka war ihr Heil. Wir hatten nicht einmal dies. Als wir uns einmal auf dem Heimweg befanden, scheuchten wir in den Dünen ein Eichhörnchen auf, das in einem Stapel alter Stämme sein Versteck hatte. Ungeschickt lief es durch den weichen Sand. Als die Gefangenen es sahen, heulten sie auf wie eine Meute Jagdhunde, stürzten ihm nach und warfen mit Mützen, Äxten und Knüppeln nach ihm. Das Tierchen lief um sein Leben. Johlend und hetzend, Mordgier in den greifenden Händen und stierenden Augen, sprangen die Burschen durch den Sand. Endlich, endlich hatten sie ein Ziel, endlich konnten sich die Vergewaltigten selbst an etwas vergreifen. Das Eichhörnchen wurde getroffen, hinkte jedoch weiter den rettenden Stämmen zu. Sein Tod war gewiß. Da rief Kyrill Petrowitsch, der neben mir auf dem Pfad stehen geblieben war, zu den Mordlüsternen hin: „Ihr spielt wohl GPU.“ Der Ruf ließ sie plötzlich verharren und zur Einsicht kommen. Indes das Eichhörnchen unter die Stämme schlüpfte, schämten sie sich mit einem Male, noch weniger gewesen zu sein als ein Eichhörnchen.

Sie sahen nicht ein, warum man sie hetzte. Es war kein Kapitalist zu sehen, und dennoch beutete man sie aus. Sie hatten kein Verbrechen begangen, und dennoch bestrafte man sie. Sie waren zu meist tüchtig in ihren Berufen, und dennoch trugen sie nur Holz. Sie sahen keinen Sinn in der Arbeit. Offensichtlich war er auch nicht vorhanden. Nicht weit vom Holzplatz führte eine Eisenbahnlinie in den Wald. Sie war vor Jahren von Gefangenen gebaut worden und verlief in Richtung der im Norden gelegenen Hauptstadt der Eingeborenen. Nachdem man mit der üblichen Verschwendung von Material, Kraft und Gesundheit einige achtzig Kilometer der Linie fertig gebaut hatte, kam der Befehl, die Arbeit einzustellen. Das Innenkommissariat errichtete eine eigene zentrale Stadt in der Taiga. Die alte Stadt der Eingeborenen interessierte nicht mehr. Wir befanden uns zwar in der Republik dieser Eingeborenen, und sie besaßen Sitz und Stimme im Rat der Nationalitäten, doch

fanden ihre Wünsche kein Gehör, und ihre Worte hatten keine Gewalt. Die Gewalt lag beim Innenkommissariat oder, wie man sagte, beim Proletariat, und dieses machte die kleinen Völker auf seine Weise glücklich. Aus der nationalen Befreiung der Minderheiten war die koloniasatorische Aktion des Innenkommissariats geworden, die — mit Geknechteten vollbracht — zur Knechtschaft führte. Oder zum Unsinn. Die verlassene Bahnlinie, deren Damm, Telegraphenmaste, Schwellen, Gleise, Stellwerke und Brücken langsam von der Taiga überwuchert wurden, ließ sogar an Irrsinn denken.

Immer neue Gefangene trafen auf dem Holzplatz ein. Die Baracken waren überfüllt. Sie waren baufällig. Der Wind piffte durch die Bretter, und der Regen tropfte durch die Decke. Es war schwer ausdenken, wie wir hier den Winter verbringen sollten. Der deutsche Sattler sagte: „Gnade euch Gott vor der Kälte! Wir hatten vergangenes Jahr zuweilen an die fünfzig Grad.“

Die Gerüchte mehrten sich, daß wir abtransportiert werden sollten. Die Veränderung kam trotz allem Vorgeflüster überraschend. Eines Nachts, als wir im Herbstregen fluchend und frierend Stämme luden, kam ein Kurier der Kommandantur und rief einige Leute unserer Brigade, darunter auch mich, von der Arbeit. Eine Etappe werde zusammengestellt, erklärte er.

In den Baracken tummelte sich das Volk. Sachen wurden gepackt, Decken gerollt, Bündel geschnürt. Die Finger hasteten wie stets, wenn man von neuem irgendwohin ins Unbekannte gejagt wurde. Nie wurde das Gefühl, nur ein Zugtier zu sein, so quälend wie in jenen Aufbruchsstunden. Schon war der Schlafplatz, und wenn er auch noch so kümmerlich und notdürftig war, dein Platz geworden. In einem winzigen Winkel hattest du dich heimisch gemacht. Nun zerstörst du das Nest selbst, treibst weiter dahin wie einer der Stämme im Fluß.

Erregung, aus Erwartung und Angst erwachsend, entlud sich in gehässigen Reden und in Streitigkeiten. Die Urki umstrichen uns und suchten Beute. Ich war ein besonderes Ziel, denn die Reisetasche, mit der ich in die Lubjanka gegangen war, und mein Anzug, wenn er auch zerfetzt war, kennzeichneten mich als Ausländer. Ich achtete auf mein weniges Zeug, besonders auf meinen wattierten Mantel, in dessen Futter ich hundert Rubel eingnäht hatte, wie ein Adler über seine Jungen wacht.

Im Speisesaal sammelten wir uns. Wir waren gegen siebenhundert Mann. Konvojs durchsuchten unser Gepäck und nahmen uns alle eisernen Gegenstände fort, auch die Behelfsmesser, die wir uns inzwischen aus Blech oder Eisen angefertigt hatten. Briefe, die als Pfand der Verbundenheit mit dem letzten, uns gebliebenen Menschen wie ein Heiligtum verwahrt worden waren, rissen tölpische Hände aus den Taschen und schleuderten sie achtlos beiseite. Der Vertreter der 3. Abteilung, der unsern Transport leitete und ans Ziel zu bringen hatte, rannte aufgeregt hierhin und dorthin. Man bestürmte ihn, das Ziel der Reise zu nennen, aber er zuckte mit den Achseln. Wahrscheinlich wußte er es selbst nicht. Auch war es ein Grundsatz seiner Behörde, den Gefangenen niemals zu sagen, was ihrer harrte.

Die Leute verlangten Kleidung und Schuhzeug. Aufsässige Gesichter drängten sich um den Transportleiter. „Bürger Kommandeur“, machte einer den Sprecher, „Sie sind verpflichtet, uns Sachen zu geben. Wir werden uns bei der Obersten Prokuratur beschweren!“ Der Mann fürchtete Schereien und ließ den Zerlumptesten alte verschwitzte Hosen und Kittel hinwerfen.

Wir waren alle aus den Gruppen, mit denen wir uns zusammengelebt hatten, herausgerissen. Ein neues Kollektiv bildete sich. Es war unerfindlich, nach welchen Gesichtspunkten man uns zusammengestellt hatte. Es gab in der Etappe mehr Arbeiter und Bauern als Intellektuelle. Kostja, Kyrill Petrowitsch und der Professor waren bei der Partie. Wir bildeten schon wieder eine Gruppe und hielten uns dicht beieinander.

Auch eine starke Abteilung Urki war uns beigelegt. Sie gehorchte einem älteren Manne, der nur ein Auge hatte, aber mit ihm mehr sah als alle andern Augen zusammen. Sein Gesicht war von Pokkennarben zerfressen. Um den Hals hatte er einen Schal gewunden, den er nie ablegte. Der Mensch redete wenig. Er saß mit seinen Kumpanen in einem Winkel und spielte unbekümmert Karten. Seine Jungens brachten ihm das Essen und bedienten ihn. Gepäck hatte keiner von ihnen, allenfalls dieser

oder jener einen Brotbeutel oder ein Kistchen, das er unter den Arm klemmte. Was sie an Eßbarem stahlen, teilten sie und würgten es sofort hinunter. Sie redeten viel von Weibern und freuten sich der kommenden Dinge. Ein Bekannter kam zu mir und sagte: „Sie spielen um deinen Mantel!“

Das Gepäck mit einem Strick zusammengebunden und über die Schulter geworfen, eskortiert von zahlreichen Konvojs mit Gewehren und Bajonetten, geführt vom Transportleiter, verließen wir in langem Zuge den Holzplatz. Es hieß, auch die Zurückbleibenden würden uns bald folgen, denn wir hätten die Aufgabe, irgendwo hoch oben in der Taiga zu siedeln. Ächzend und fluchend bewegten wir uns langsam voran. Unsere Augen schauten in Düsternis, und Augenblicke lang beherrschte einen völlig das Gefühl, in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen. Die Kameraden standen vor den Baracken, riefen und winkten uns zu. Rosenblad hatte plötzlich Krämpfe bekommen (man sagte, zu diesem Zweck müsse man Urin trinken) und lag im Lazarett.

Drei Kilometer stolperten wir über die Gleise, bis wir vor einem am Kai liegenden Dampfer des Innenkommissariats hielten. Alles drängte zu der schmalen Ufertreppe, um zuerst auf den Dampfer zu kommen. Ein GPU.-Mann stellte sich mit erhobenem, entschertem Revolver vor die Horde und drohte jeden zu erschießen, der ohne Befehl die Treppe betrete. Der Professor, Kyrill Petrowitsch und ich blieben in der letzten Reihe. Kostja verfluchte unsere Abseitigkeit und drängte sich in die Masse. Als wir endlich das Schiff betraten, hatte er bereits einen Liegeplatz erobert.

Uns pferchte man in den Frachtraum. Er war feucht und dunkel. Wir schichteten unser Gepäck auf die Planken unterhalb der Wasserlinie und setzten uns nieder. Mann lag neben Mann. Wenn man den Raum verlassen wollte, mußte man über Schultern und Beine klettern. Wir wälzten und zwängten uns in eine erträgliche Lage. Die Nacht kroch vor die kleinen Luken. Ein trauriges Glühlämpchen machte uns mit seinem blassen Schein zu sichtbaren Gespenstern. Die Maschine lief an. Das Schiff setzte sich in Bewegung. Halb über uns wühlten die Schaufelräder den Strom auf. Wohin, Freunde, wohin? Jemand sagte: „Je schlimmer, desto besser!“

*



GASTSPIEL DER BERLINER STAATSOOPER IM FEBRUAR IN KRAKAU MIT „COSI FAN TUTTE“
PETER ANDERS, KÄTHE HEIDERSBACH, ERNA BERGER, EUGEN FUCHS, ELSE
TEGETTHOFF, WILLI DOMGRAF-FASSBAENDER

KULTURNACHRICHTEN AUS DEM GENERALGOUVERNEMENT

Gastspiel der Staatsoper Berlin in Krakau

Das bedeutendste künstlerische Ereignis des neuen Jahres in Krakau brachte das zweitägige Gastspiel der Berliner Staatsoper mit Mozarts „Cosi fan tutte“ unter Leitung von Staatskapellmeister Prof. Robert Heger. Für die Solopartien hatten die Berliner Gäste allein Sorge getragen. Eine meisterliche Ensemblekunst ließ die kleine Sechszahl der Sänger so zusammenwachsen, daß die Aufführung wie aus einem Guß erschien.

Das Schwesternpaar wurde von Käte Heidersbach und Ilse Tegetthoff gesungen. Das Kammerkätzchen Despina sang und spielte Erna Berger. Diesen drei hervorragenden Frauenstimmen standen, aufs glücklichste aufeinander abgestimmt, Willi Domgraf-Faßbaender, Peter Anders und Eugen Fuchs gegenüber. *Wolf Völker* als Spieler stellte das Parodistische der letzten „opera buffa“ Mozarts in den Mittelpunkt seiner Regieführung. Die Bühnenbilder waren nach Entwürfen von *Emil Preetorius* für die kleineren Verhältnisse des Krakauer Staatstheaters besonders angefertigt.

Es war alles getan, um dem Krakauer Publikum an zwei Abenden einen hohen künstlerischen Genuß zu verschaffen. Außer an diesen beiden Abenden sangen sich die Künstler während ihres kurzen Besuchs in drei Kriegslazaretten in die Herzen der dort untergebrachten Verwundeten und hinterließen auch hier unvergeßliche Eindrücke.

Dr. F. Löffler

Galizien — Deutsches Land

In der Gemäldegalerie in Lemberg wird für den 1. Mai 1942 im Auftrage der Hauptabteilung Propaganda in der Regierung des Generalgouvernements von der Abteilung Volksaufklärung und Propaganda im Amt des Gouverneurs Galizien unter obigem Thema eine Schau von Büchern, Bildern und Urkunden vorbereitet, die den Kampf und die Leistung des Deutschtums im östlichsten Distrikt des Generalgouvernements zeigen wird.

Altdeutsche Kunst aus Krakau und dem Karpatenland

Unter diesem Titel bereitet das Institut für Deutsche Ostarbeit eine Ausstellung vor, die im Mai in den neu hergerichteten gotischen Räumen des Institutes stattfinden und bisher fast unbekannte Werke deutscher Plastik, Malerei und Goldschmiedekunst des 14. und 15. Jahrhunderts zeigen wird. Im Zusammenhang mit der Ausstellung werden bedeutende Arbeiten zur Erhaltung und Wiederherstellung mittelalterlicher deutscher Kunstwerke aus Krakau und seiner weiteren Umgebung durchgeführt.

Kunstaussstellung des Hilfswerkes für deutsche bildende Kunst in der NS.-Volkswohlfahrt.

Die Ausstellung, die im Februar im Krakauer Institut für Deutsche Ostarbeit stattfand, erlebte einen ganz großen Erfolg. Das Verkaufsergebnis übertraf nicht nur Prag, Wien und München, sondern überbot auch den Rekordumsatz aller Ausstellungen des R. B. K., den Berlin gebracht hatte. Dieser Erfolg ist ein erneutes Zeichen für den ernsthaften Kulturwillen, der gerade die in Krakau lebenden Deutschen in Kriegszeiten beseelt.

Generalgouverneur Dr. Frank war bei der feierlichen Eröffnung anwesend und erklärte es als eine Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Ausstellung ausverkauft werde. Durch diese Ausstellung sollte gleichzeitig bewiesen werden, daß innerhalb der Dienststellen des GG. das künstlerische Prinzip in der praktischen Tätigkeit des Verwaltens, Ordnen und Werteschaffens in Erscheinung tritt.

Die Ausstellung, die der Beauftragte für künstlerische Formgebung, Professor Hans Schweitzer-Mölnir, selbst vorbildlich hängte, gab einen ausgezeichneten Überblick über ein großes Gebiet des deutschen gegenwärtigen Kunstschaffens.

Gemälde, Plastik, Aquarell, Handzeichnungen und Druckgraphik waren vertreten. Das Landschaftsbild überwog thematisch bei weitem.

Insgesamt wurden 179 Werke im Wert von 201 554 Zloty (100 777 RM) verkauft.

Es ist zu hoffen, daß der Ausstellung, die in veränderter Form in den nächsten Monaten in Lemberg, Warschau, Lublin und Radom gezeigt werden soll, auch dort der gleiche Erfolg beschieden ist.

Dr. F. Löffler

Ausstellung: „Deutsche Künstler sehen das Generalgouvernement“, Sommer 1942 in Krakau

Die zweite große Kunstaussstellung „Deutsche Künstler sehen das Generalgouvernement“ findet in diesem Sommer in den Monaten August-September in den Tuchhallen in Krakau statt. Sie wird nicht nur einen Querschnitt durch das künstlerische Schaffen des Generalgouvernements geben, sondern sie wird auch die großen kriegerischen Ereignisse der Ostfront im Bilde wieder erstehen lassen. Alle deutschen Künstler, die der Reichskammer der bildenden Künste angehören, die Soldaten der Wehrmacht und **W**, die ihre Werke bis 1. Juli in Krakau einliefern wollen, sind eingeladen. Die Regierung des Generalgouvernements, Hauptabteilung Propaganda, Krakau, die die Ausstellung veranstaltet und durchführt, wird die Ausstellungspapiere vom 1. April ab auf Anforderung den Künstlern zusenden.

Dr. F. Löffler

B I L D N A C H W E I S

Seite		
	Umschlagbild „Burgtor in der Lubliner Altstadt“ von	Leopold Juriga, Krakau
3	Lithographie aus dem 19. Jahrhundert nach Lerue	Archiv V. u. P. Lublin
6	Lublin 1710	Aufnahme Vandrey
7	Krakauer Tor	Aufnahme Rösner
9	Schloß Lublin	Aufnahme Vandrey
10	Lithographie aus dem 19. Jahrhundert nach Lerue	Archiv V. u. P. Lublin
11	Lithographie aus dem 19. Jahrhundert nach Lerue	Archiv V. u. P. Lublin
13	Hauseingang	Archiv V. u. P. Lublin
15	Stich	Braun-Hoghenberg
17	Ferdinand III.	aus J. G. Schliederus
	Karl Gustav von Schweden	aus S. Pufendorf
	Friedrich Wilhelm von Brandenburg	aus J. G. Schliederus
	Johann Kasimir von Polen.	aus J. G. Schliederus
	Bohdan Chmielnicki.	aus J. G. Schliederus
19	Am Adolf-Hitler-Platz Lublin	Archiv V. u. P. Lublin
20	Krakauer Tor in Lublin, Aquarell von	Leopold Juriga
22	Gülden Gasse	Aufnahme Vandrey
23	Partie in der Altstadt	Archiv V. u. P. Lublin
26	Nalenczo.	Aufnahme Vandrey
27	Kurhaus.	Aufnahme Vandrey
28	Pappelallee	Aufnahme Grossmann
	Federzeichnung von	Leopold Juriga
29	Speicher.	Aufnahme Vandrey
30	Weichselufer	Aufnahme Gensel
	Marktplatz Kazimierz.	Aufnahme Vandrey
31	Ruine und Weichsel	Aufnahme Grossmann
	Rathaus in Kazimierz.	Aufnahme Vandrey
32	Patrizierhaus in Kazimierz.	Aufnahme Grossmann
33	Wachturm in Kazimierz	Aufnahme Vandrey
35	Landschaft bei Siemien	Aufnahme Vandrey
36/37	Federzeichnungen von	Wilhelm Fabricius
39	Markowa.	Aufnahme Gottong
40	Drei Köpfe	Aufnahme Gottong
41	Bauernhaus	Aufnahme Gottong
	Herd	Aufnahme Gottong
42	Hochzeitgesellschaft	Aufnahme Gottong
43	Mädchen	Aufnahme Gottong
48	Farbige Zeichnungen von	Głowacki
51	Rohr	Aufnahme Dührkoop
58	Werbestelle des Generalgouvernements	Aufnahme Transocean
59	Werbestelle des Generalgouvernements	Aufnahme Atlantik
60	Werbestelle des Generalgouvernements	Aufnahme Transocean
61	Werbestelle des Generalgouvernements	Aufnahme Transocean
63	Werbestelle des Generalgouvernements	Aufnahme Transocean
65	Werbestelle des Generalgouvernements	Aufnahme Atlantik
70	Berliner Staatsoper	Aufnahme Lehmann

E R L Ä U T E R U N G E N

Die Schilderung „Brutzeit am Siemiensee“ ist mit Genehmigung des Verlages Voggenreiter, Potsdam, dem Buch „Fahrten und Ritte im Distrikt Lublin“ von Wilhelm Fabricius, das demnächst erscheint, entnommen.

Der Beitrag „Markowa — ein polnisches Dorf?“ ist ein Ausschnitt aus einer Gemeinschaftsarbeit, deren Gesamtergebnis demnächst in einer umfangreichen Darstellung von Gisela Hildebrandt zusammengefaßt wird.

Die Schilderung Krakaus von G. G. Pusch stammt aus dem Buch „Geognostisch-bergmännische Reise durch einen Teil der Karpaten, Ober- und Niederungern“ von Pusch.

Das Gedicht „Herz in der Zeit“ ist mit Erlaubnis des Verlages Eugen Diederichs, Jena, dem Gedichtband „Gestirn des Krieges“ von Bodo Schütt entnommen.

Schriftleitung: Hauptschriftleiter Rudolf Stöppler. Verantwortlicher Schriftleiter: Adolf Paul Grossmann, beide in Krakau. Druck und Verlag: Zeitungsverlag Krakau-Warschau G.m.b.H., Krakau, Poststr. 1. Auslieferung für das Generalgouvernement: Osteuropäische Verlagsanstalt G.m.b.H., Krakau, Annagasse 5; für das Reich und das Ausland: Lühe & Co., Leipzig C. 1, An der Milchinsel 2. Anzeigen: Werner Burghardt, Krakau. Preis des Einzelheftes: 4.— Zloty = 2.— RM.



Überall wo man über ~~Arzneimittel~~ Arzneimittel, Chemikalien und Reagenzien spricht, genießt der Name MERCK besondere Wertschätzung.

E. Merck

CHEMISCHE FABRIK · DARMSTADT · SEIT 1827



GIESSCHE

KOHLE KOKS

BRIKETTS

HOLZ TORF

KRAKAU, Diefmargasse 1. Fernspr. 16816/17
WARSCHAU, Königstrasse 43. Fernspr. 55390
LUBLIN, Chopinstrasse 3. Fernsprecher 2162
RADOM, Reichsstrasse 61. Fernspr. 1572/73
TSCHENSTOCHAU, Marienallee 24. Fsp. 2339



Haus der Restavem Warschau

Sämtliche Arbeiten im Baunebengewerbe führen aus:

Restavem-Gesellschaft, Regensburg

Warschau, Rote-Kreuz-Str. 16 · Telefon: Warschau, Sammelnr. 24215

Bahag A. G., Regensburg

Warschau, Rote-Kreuz-Str. 16 · Telefon: Warschau, Sammelnr. 24215

Huf & Co., GmbH., Bad Wörishofen

Warschau, Rote-Kreuz-Str. 16 · Telefon: Warschau, Sammelnr. 24215

Aufträge aller Arbeiten im Baunebengewerbe nimmt der Geschäftsführer der Interessengemeinschaft unter der Telefon-Nr. 24215 entgegen. Telefon: Warschau 24215, 24212, 24226, 24206

Die Ostbahn



HAUPTVERKEHRSTRÄGER
im Generalgouvernement
MITTLERIN
zwischen dem Reich
und Ost- und Südosteuropa

GENERALDIREKTION DER OSTBAHN KRAKAU

Société Textile la Czenstochovienne

AKTIENGESELLSCHAFT IN TREUHANDVERWALTUNG

Tschenstochau, Narutowicz-Straße 127

Telefon: 12-38 und 13-96 ••••• Telegr.: Textile

Baumwoll-, Jute- u. Papier-Spinnereien u. Webereien

erzeugt:

Baumwollgarne

Baumwollstoffe aller Art

Papiergarne

Papiergewebe

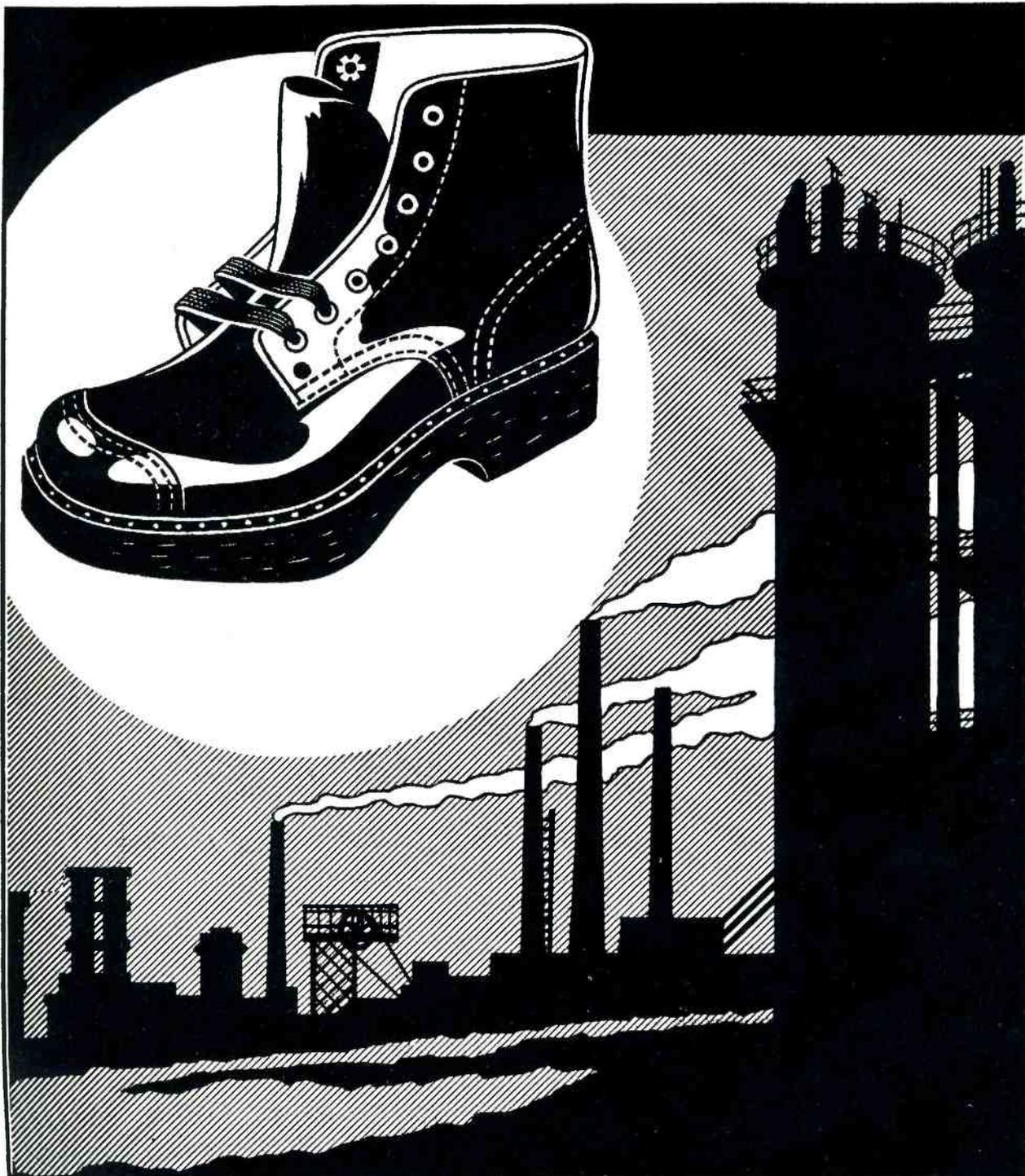
Papiergewebesäcke

Papierstrosäcke

Jutegarne

Jutegewebe

Jutesäcke



Flata

Schuh und Lederwerke A. G.

Zweigstelle Krakau

Florianstrasse 28



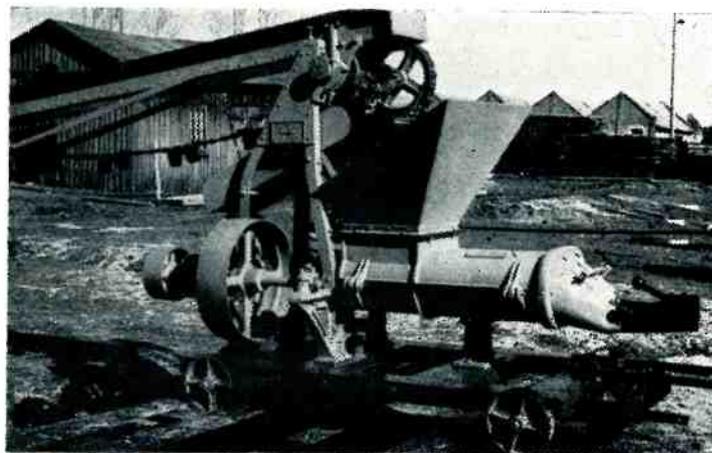
Breitdreschmaschine

Maschinenfabriken
und
Eisengiessereien

»BACZKI« UND »OSTROWEK«

TREUHÄNDERISCHE VERWALTUNG
BACZKI POST LOCHOW

Erzeugung: LANDWIRTSCHAFTLICHE MASCHINEN
TORFMASCHINEN
BETONMISCHMASCHINEN
EISENBAHNWEICHEN
KLEINSPURKIPFLOREN
SCHUBKARREN
METALLABGÜSSE



Grosse Torfpresse

Denken Sie daran,
dass ein guter Bonbon oder
schmackhafte Dauerbackwaren
ebenso nahrhaft wie
Schokolade sind.



„Suchard“ A-G-KRAKAU

empfiehlt ihren Abnehmern ihre populären Pralinen, verschiedene Hartkaramellen und flüssige Spezialbonbons wie:

Karamelmischung Extra • Fruchtbonbons Extra • „Cu-Cu“ • Sahnenbonbons • Sahnenkaramellen mit Rungeschmack • Schweizer Mischung Krakauer Bonbons • Bridgebonbons

sowie verschiedene Dauerbackwaren, wie:

Bakalienschnitten • Marzipantrüffel
Phantasieschnitten usw.

Lieferungen erfolgen derzeit ausschliesslich durch die Verteilungsstelle der Süsswarenwirtschaft im Distrikt Krakau, Krakau, Albrechtstrasse 16.

*Das Beste
vom Besten*



Schuhcreme



Ende Februar erscheint:

Der Britenspiegel

Britische Willkür in 15 Jahrhunderten

Von E. W. Krüger

Umfang: etwa 240 Seiten Preis: RM 7.50 kart.

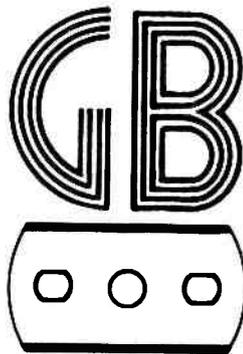
Das Werk gibt eine kurzgefaßte vollständige Übersicht der englischen Geschichte vom Jahre 410 bis zum Beginn des Weltkrieges. Es zeigt die Entwicklung des Empires und seiner verschiedenen Herrschergeschlechter sowie die weltumfassende Raubpolitik, die das Lebensrecht anderer Völker mißachtet und rücksichtslos auf die Verwirklichung der eigenen machtgierigen Pläne zielt. Der Verfasser hat es verstanden, die Tatsachen britischer Gewaltherrschaft in einem handlichen Band lückenlos aneinanzureihen und damit jedem interessierten Volksgenossen das Verständnis englischer Politik zu erleichtern und dem Politiker ein zuverlässiges Nachschlagewerk in die Hand zu geben.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag

Deutscher Rechtsverlag GmbH. Berlin-Leipzig-Wien

Berlin W 35, Hildebrandstr. 8

Auslieferung für Ostmark und Sudetenland:
Deutscher Rechtsverlag GmbH., Wien I, Riemergasse 1



EINGETRAGENES WARENZEICHEN

R A S I E R K L I N G E N F A B R I K
GUSTAV BECKMANN

KRAKAU, PARKSTR. 11
FERNSPRECHER 120-94

Der hydraulische
Teha-Kipper
hebt die Leistung
des Lastwagens!

Motor- oder handhydraulisch,
für neue und alte Fahrzeuge



Toussaint & Hess
DÜSSELDORF VOLKLINGER STR.
Telegr. Adr.: Tehakipper, Düsseldorf

*Welche Erfahrungen
würden mit »Bayer«
Arzneimitteln gemacht?*

Millionen Menschen haben es an sich selbst erlebt, wie »Bayer«-Arzneimittel sich bewähren. Seit mehr als 50 Jahren haben »Bayer«-Arzneimittel dazu beigetragen, Krankheiten zu heilen, die Gesundheit zu sichern. Jede »Bayer«-Arzneimittelpackung zeigt das »Bayer«-Kreuz.

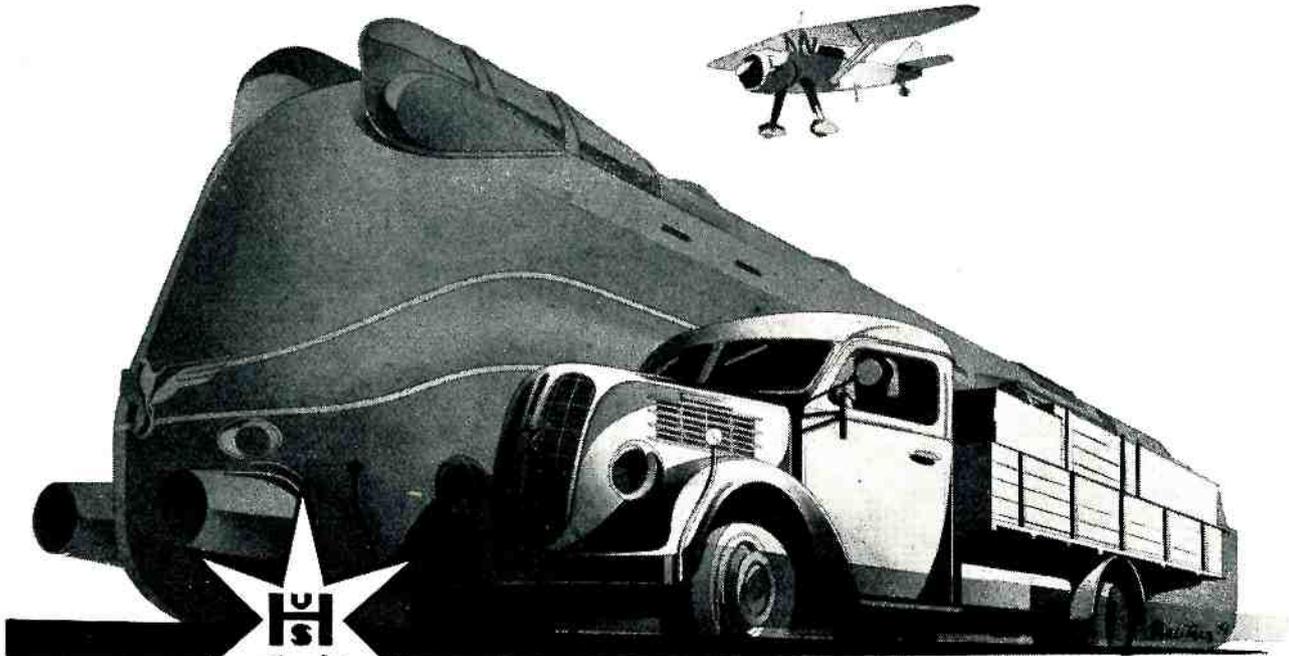


*für
Versand Kunden*

Mäntel - Kostüme - Kleider
Blusen - Röcke - Wäsche
Strickwaren - Kinderkleidung

Bitte genaue Adresse einsenden. Sie erhalten nach Neuauflage einen reichhaltigen Katalog über Textilwaren. 8-ung Regen-Capes z. Zl. ausverkauft

ARENDT VERSAND
für Stadt und Land
Nürnberg 72 Königsstrasse 9-11



HENSCHEL

LOKOMOTIVEN • LASTWAGEN • FLUGZEUGE



GÜNTHER WAGNER

VERPACKUNGSWERK

(FRÜHER BLECHEMBALLAGENFABRIK **M. EILSTEIN & Co.**)

**FABRIKATION VON PACKUNGEN UND BEHALTERN
AUS BLECH UND AUSTAUSCHSTOFFEN**

WARSCHAU, MIRECKISTRASSE 1 + FERNRUF 11 43 37



FETTINDUSTRIE

SCHICHT A. G. WARSCHAU

Neue Auffahrt 1 · Tel. 555-40

GROSSTE SEIFENFABRIK DES GENERALGOUVERNEMENTS

Erzeugt: Haushalt- und Feinseifen, Waschpulver, Glycerin für techn. und pharm. Zwecke, Klarax-Pulver, Putz- und Scheuermittel: Vim und Ominol, Kalodont-Zahnpaste, Hautcrèmes, Shampooon usw.

Heinrich Brand

G. m. b. H.

KRAKAU, REICHSSTRASSE 1

Fernruf: 128-09, 10, 11 — Telegr.-Adr. **Ostbrand**

Import

Export

Großhandel

**Spez.: Kompensationsgeschäfte
mit dem gesamten europäischen Ausland**

Eigene Vertretungen in Warschau u. Lemberg

Stammhäuser in Berlin, Wien, Hamburg, Neuss a/Rhein

ZÜNDHOLZ-

Monopol

AKT. GES.

Warschau Königstr. 3.

HUTTERER

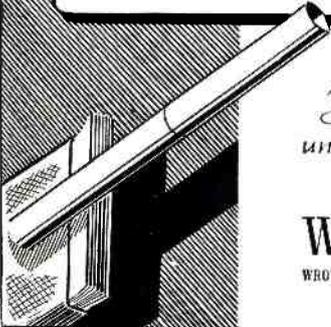
GROSS
H
A
N
D
L
U
N
G

Adolf-Hitler-Platz 13, Telefon 128-02

VON
FAHRRÄDERN
UND
MUSIKINSTRUMENTEN
ALLER ART

ALTESTES und GRÖSSTES
SPEZIALHAUS KRAKAUS

»SOKÓŁ«



Zigarettenhülsen-
und Zigarettenpapier
in Büchlein

WARSAU

WROCLASTRASSE 89 TELEFON 260-58

Ernst Franzos

STRICKWARENFABRIK

KRAKAU

ZAKOPANERSTR. 98 · TEL. 228-07

VERWALTER ERICH LINDNER

LINOLEUM INDUSTRIE



HOCHTIEF

Gesellschaft für Hoch- und Tiefbauten
mit beschränkter Haftung



Krakau, Gertrudenstraße 7, Fernruf 158 41



•OSTLAND•

GARTEN UND LANDSCHAFTSGESTALTUNG, BAUMSCHULE U. STAUDENKULTUREN
BLUMENSCHAU: KRAKAU, ADOLF-HITLER-PLATZ 4, TEL. 121-12

GLASGROSSHANDLUNG

R. A. Patzak & Co.

Zentrale: Krakau, Alte Weichselstraße 26 • Anruf 17618
Filiale: Petrikau, Marktstraße 2 • Anruf 1310

Fensterglas
Ornamentglas
Kathedralsglas
Drahtglas
Dachglas
Gartenglas
Hohlglas
Dreßglas
Lampendochte
Lampenbrenner
Porzellan
Steingut
Firnagralkitt

TEIGWARENFABRIK

»MAZOLI«

G. m. b. H.

DEUTSCH KOMMISSARISCHE LEITUNG

KRAKAU

Kopernikusstrasse 8
Telefon 201-10

Warenverkauf
nur gegen
Bezugschein

COMMERZBANK

Filiale Krakau

Adolf-Hitler-Platz 6

Fernspr. 11170 (Ortsverk.), 14511 (Fernverk.)



Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
Eröffnung von Banksparkonten

OST- BLECH

G.m.b.H.

**BLECHPACKUNGEN
FÜR NAHRUNGS-
MITTEL INSBESON-
DERE MARMELA-
DEN-EIMER UND
KONSERVENDOSEN**

Krakau, Robert-Koch-Str. 65. Tel. 149-59

Kurt Radtke

HOLZGROSSHANDLUNG MIT LAGERPLATZ

Krakau, Nadwiślańskastraße 10
Fernruf 173 22 + Lager 225 42 + Privat-Fernruf 694

Auf Lager laufend vorrätig:

Sämtliche Dimensionen
in Holzschnittmaterial
(Bauware, Tischlerholz und Hartholz)

Großverkauf waggonweise
ab Sägewerk

HOLZINDUSTRIEWERK

»UNITAS«

TREUHÄNDER U. BETRIEBSFÜHRER
GEORG WIMMER

KRAKAU, TATARSKASTRASSE 5
BANKVERBINDUNG:
EMISSIONSBANK KRAKAU
CREDITANSTALT-BANKVEREIN KRAKAU
DRAHTANSCHRIFT: „UNITAS“ KRAKAU
FERNRUF-SAMMELNUMMER: 115-15
POSTSCHECK: AMT WARSCHAU NR. 865

Bautischlerei

Innenausbau

Büromöbel

Eichenparketten

Bürstenhölzer

Kopal

Krakau
Rzemieślnicza 7
Fernruf 184-56
Postfach 192

▲
Emaillacke
Ölfarben
▼

Spezialität:
Spirituslacke



Kommerzialbank A. G.

AFFILIATION DER
LÄNDERBANK WIEN A. G., WIEN
DRESDNER BANK, BERLIN

K R A K A U
ADOLF-HITLER-PLATZ 44
FERNRUF 22430-34

ZWEIGSTELLE IN TARNOW
WALOWA STRASSE 12
FERNRUF TARNOW 63

DEVI SEN BANK

Beratung in allen Geld- und Finanzierungsfragen

SEIT 1918 IN KRAKAU



„Die Natur ist die beste Apotheke!“

Kneipp war vertraut mit ihr, von Jugend auf. Jeden Spaziergang durch Wald und Feld und die Arbeit seines langen Lebens hatte er darauf verwendet, ihre Geheimnisse zu erlauschen; zum Besten der Menschheit.

Und er wurde nicht müde, es immer wieder zu sagen: nugt sie, die Kräfte der Natur, wenn es Euch schlecht geht. Aber noch besser: bevor es Euch schlecht geht. Lebt vernünftig, das heißt, lebt naturgemäß! Schenkt Eurem Körper die guten Kräfte, welche die Natur Euch schenkt. Nutzt den Gehalt des Getreides, das sie Euch so billig gibt. Eßt mehr Brot, trinkt Malzaffee! Und laßt nicht die Arznei zu Eurem täglichen Getränk werden!

Damals war das neu - heute leben wir danach. Und trinken aus voller Überzeugung das Getränk, das Kneipp uns noch gegen Ende seines Lebens gab. Zum Abschluß seiner Arbeit für unsere Gesundheit: den Kathreiner, den Kneipp-Malzaffee!



OST- BLECH

G.m.b.H.

**BLECHPACKUNGEN
FÜR NAHRUNGS-
MITTEL INSBESON-
DERE MARMELA-
DEN-EIMER UND
KONSERVENDOSEN**

Krakau, Robert-Koch-Str. 65. Tel. 149-59

Kurt Radtke

HOLZGROSSHANDLUNG MIT LAGERPLATZ

Krakau, Nadwiślańskastraße 10
Fernruf 17322 + Lager 22542 + Privat-Fernruf 694

Auf Lager laufend vorrätig:

Sämtliche Dimensionen
in Holzschnittmaterial
(Bauware, Tischlerholz und Hartholz)

Großverkauf waggonweise
ab Sägewerk

HOLZINDUSTRIEWERK

»UNITAS«

TREUHÄNDER U. BETRIEBSFÜHRER
GEORG WIMMER

KRAKAU, TATARSKASTRASSE 5

BANKVERBINDUNG:
EMISSIONSBANK KRAKAU
CREDITANSTALT-BANKVEREIN KRAKAU
DRAHTANSCHRIFT: „UNITAS“ KRAKAU
FERNRUF-SAMMELNUMMER: 115-15
POSTSCHECK: AMT WARSCHAU NR. 865

Bautischlerei

Innenausbau

Büromöbel

Eichenparketten

Bürstenhölzer

Kopal

Krakau
Rzemieślnicza 7
Fernruf 184-56
Postfach 192

▲
**Emaillacke
Ölfarben**
▼

Spezialität:
Spirituslacke



Kommerzialbank A. G.

AFFILIATION DER
LÄNDERBANK WIEN A. G., WIEN
DRESDNER BANK, BERLIN

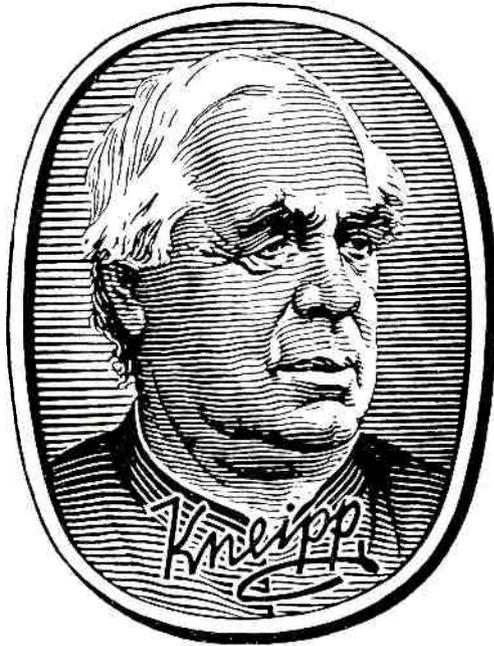
K R A K A U
ADOLF-HITLER-PLATZ 44
FERNRUF 22430-34

ZWEIGSTELLE IN TARNOW
WALOWA STRASSE 12
FERNRUF TARNOW 63

DEVISENBANK

Beratung in allen Geld- und Finanzierungsfragen

SEIT 1918 IN KRAKAU



„Die Natur ist die beste Arztin!“

Kneipp war vertraut mit ihr, von Jugend auf. Jeden Spaziergang durch Wald und Feld und die Arbeit seines langen Lebens hatte er darauf verwendet, ihre Geheimnisse zu erlauschen; zum Besten der Menschheit.

Und er wurde nicht müde, es immer wieder zu sagen: nützt sie, die Kräfte der Natur, wenn es Euch schlecht geht. Aber noch besser: bevor es Euch schlecht geht. Lebt vernünftig, das heißt, lebt naturgemäß! Schenkt Eurem Körper die guten Kräfte, welche die Natur Euch schenkt. Nützt den Gehalt des Getreides, das sie Euch so billig gibt. Eßt mehr Brot, trinkt Malzaffee! Und laßt nicht die Arznei zu Eurem täglichen Getränk werden!

Damals war das neu - heute leben wir danach. Und trinken aus voller Überzeugung das Getränk, das Kneipp uns noch gegen Ende seines Lebens gab. Zum Abschluß seiner Arbeit für unsere Gesundheit: den Kathreiner, den Kneipp-Malzaffee!





MÖBELFABRIK • S. MANNE • KRAKAU

Komm. Leitung O. Wörne

Qualitätsmöbel in allen Stilformen

und in moderner Ausführung

Spitalgasse 6.

Telefon 140-74

Metallwaren-Fabrik

Inh. der arischen Firma
Wilhelm Fink & Co.
registrierte Fma GmbH.

K r a k a u
Wielickastr. 22, Tel. 15678

empfiehlt ihre Erzeugnisse

A. Piasecki

Schokoladenfabrik

KRAKAU, Wroclawskagasse 17

Franz Turek

Treuhänder der Firma

J. Landau

empfiehlt:

Emailwaren und
Küchengeräte en gros

Eigene Erzeugung
von Essbestecken

Kaffee-, Mohn-
und Mandelmühlen

Krakau, Gertrudenstrasse 6

Georg Reinhardt

KRAKAU, SCHUSTERGASSE 24

FERNRUF 12978



*Das Beste
Obst- und Gemüse-
Konzentrat*

J. Diener

GRÖSSTES SPEZIALGESCHÄFT IN PORZELLAN-
UND GLASWAREN, KRISTALLE



Beleuchtungskörper

Küchengeschirr



Krakau, Schustergasse 20
Fernruf 146-48

TREUHÄNDER: G. TITTMANN

Creditanstalt - Bankverein WIEN

Aktienkapital und Rücklagen
rund RM 117 Millionen
54 Zweigniederlassungen

Filialen im Generalgouvernement:

Krakau, Adolf-Hitler-Platz 31
Fernruf Sammelnummer 135 32

Lemberg, Halitsch-Platz 7
Fernruf 224-24 und 224-25

DEVISENBANK

Schnelle u. sorgfältige Ausführung
aller bankmässigen Geschäfte
Vertretung der Deutschen Bank

Das Städtische Wasserwerk Krakau

besitzt seit 1901 ein eigenes chemisches und
bakteriologisches Laboratorium, in dem das
Wasser täglich untersucht wird

Wasserfassung und Pumpwerk befinden sich an der
Weichsel in der Gemeinde Bielany
(16,5 Kilometer westlich von Krakau)

Tägliche Wasserproduktion durchschnittlich
25 000 cbm Länge des Wasserleitungsnetzes
ca. 250 Kilometer

Verwaltungsgebäude: Senatorskagasse 1, Tel. 15400

**KUNSTHONIGFABRIK
EDMUND HAUSER**

KRAKAU, ZAKOPANERSTR. 60
FERNRUF: 233 36

**TEXTILHAUS
J. DRESNER**

KRAKAU, KOMMANDANTURSTR. 10
UNTER KOMMISSARISCHER LEITUNG
FERNRUF 160-67

»HERBEWO« A.G.

Zigarettenpapier-Konfektion

Krakau, Aussenring 116

Nikolaus Bermann

Ing. Adolf Bermann

Bauunternehmung

Krakau, Reichsstr. 56 - Tel. 169 57/58

ALLE ARTEN VON
BAUKERAMIK, WANDFLIESEN UND
FUSSBODENPLATTEN
(MIT VERLEGUNG)
STEINZEUGRÖHREN
ZIMMERKACHELÖFEN UND
KÜCHENS PARHERDE
TRANSPORTABLE ÖFEN (FÜR
EIN- UND MEHRZIMMERHEIZUNG)
SCHAMOTTEMATERIAL
BADEEINRICHTUNGEN
UND KLOSETTANLAGEN

L I E F E R T

•KERAMIK•

INH. FRANZ JAHN
KRAKAU, DOMINIKANERPLATZ 2, TELEFON 226-18

GROSSHANDLUNG FÜR BAU-
KERAMIK + SCHAMOTTEÖFEN
SANITÄRE EINRICHTUNGEN

Krakauer Baumaterialien-Großhandlung

GUSTAV QUAST

Krakau, Markusgasse 20
Fernruf 215-34

**BAUMATERIALIEN
ALLER ART**

Generalvertretung: Flusskies- und
Steinindustrie, Auschwitz

Alleinverkauf für das General-
gouvernement für

GLASWANDFLIESEN

von der

OPAKGLAS GmbH.
in Wien

K r a k a u
Schwertbrüderstr.
Tel. 170 61

**Terrassen-
RESTAURANT**

Die behagliche
Gaststätte, bekannt
durch ihre gute Küche

ZENIT

KRAKAU, WESTRING 6. FERNRUF 130-01

TECHNISCHE
ARTIKEL
ALLER ART
SOWIE GROSSE
A U S W A H L
IN WERKZEUGEN

EN GROS

EN DETAIL

TREUHÄNDER DER FIRMA
E. RAKOWER
FASSBINDERWERKSTÄTTE

KRAKAU, ZAKOPANERSTR. 33
Fernruf 141-B4 + Fernruf 141-B4

Ausführung: Bottiche, Fässer und andere Fassarbeiten

W. BUJANSKI Nachf.

TRANSPORTGESELLSCHAFT

Spedition und Möbeltransporte / Ver-
zollung / Lagerung / Rollfuhr

Krakau, Dominikaner-Platz 1
Büro: Telefon 100 19 — Lagerräume: 211 20

VERTEILUNGSSTELLE
für Reichs- und Volksdeutsche

Stefan Fülöpp

KOLONIALWAREN- UND
LEBENSMITTELGESCHÄFT

KRAKAU

Büro: St. Markusgasse 18
Geschäft: Sienkiewicza 2a
Ruf: 168 99, 183 77, 201 10

Arthur Walde

Ingenieurbau-Unternehmung

Neuzeilicher Strassenbau

**Beton- und
Eisenbetonbau**

Breslau 1

Büro: Ofener-Str. 24, Tel. 209-09

K r a k a u

Gertrudenstrasse 10, Tel. 180-52

Pharmazeutische Grosshandlung

Stefan Ostragowski

Vertreter
der Fa. ASID Serum-Institut
Warschau, Aktiengesellschaft

Liefert

Chemisch-pharmazeutische Artikel
sowie Arznei- und Betäubungsmittel
an Apotheken

Krakau, Murnerstrasse 5
Fernruf 165-04

Schmoll Pasta-Fabrik
E. KRUPIŃSKI
Krakau, Robert-Koch Str. 20


*Schmoll-
Pasta*

Pflegt das Leder,
glänzt im Nu

KRAKAUER
GLASHÜTTE
UND
GLASHÜTTE
WAWEL

KRAKAU, LIPOWA 3, TELEFON 171-88

*Erzeugen
Glasflaschen
aller Art*

Treuhänder: Ing. Josef Hartig

BAUUNTERNEHMUNG

Friedrich Rodiek

BREMEN

*Hoch-, Tief-
u. Eisenbetonbau
Ingenieur-Holzbauten*

*Freitragende
Binderkonstruktionen
Werkhallen
Bavackebau jeder Art*

Jetzt auch im Generalgouvernement

KRAKAU, Postschließfach 170, Ruf 203-17

Die führenden deutschen Gaststätten in Warschau:

Deutsches Haus

Bierstube - Restaurant
Warschau, Krakauer Straße 46/48
Luftige Kapelle täglich am Abend

Erstklassige Küche
Gepflegte Getränke
Weine nur erster Häuser

Deutsches Kaffee

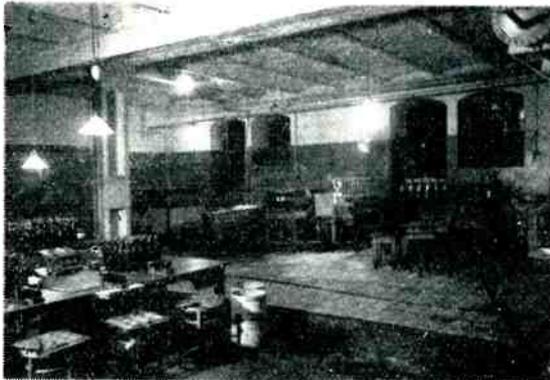
Warschau, Krakauer Straße 46/48

Klub-Heim an der Weichsel

Warschau, Weichsel-Ufer 6
Nur in der Saison
Jeden Mittwoch, Sonnabend und
Sonntag Abendkonzert

Die Gesamtleitung
liegt in den Händen des
Direktors Georg Gebe

OBSTWEINKELTEREI H. MAKOWSKI WARSCHAU, Ceglanastr. 8. - Tel. 65717



Die Aufnahmen von oben bieten die Fragmente der Räume u. Einrichtungen der bekannten Obstweinkelterei H. Makowski, in Warschau, Ceglanastr. 8. Es ist das größte Unternehmen in der Weinbranche von Obstverwert. im GG. mit modernsten Einricht. u. Produktionsfähigkeit bis 500.000 L Obstwein jährlich.



SAMEN
BLUMEN

C. ULRICH

gegründet 1805

WARSCHAU

Ceglanastr. 11, Fernruf 568-60
Spitalstrasse 4, Fernruf 609-27

*„Chemische
Zentrale“*

G. m. b. H.

Warschau, Radomerstraße 22

Fernruf 259-19, 295-52

Farben

Chemikalien

Säuren aller Art

KARL GEORG SCHULTZ & Co

(Pächter der Firma BROUN & ROWINSKI)

Wirk- und Strickwaren-Industrie

Wäschefabrik

WARSCHAU, GERICHTSTRASSE 78

FERNRUF: SAMMELNUMMER 5-54-20

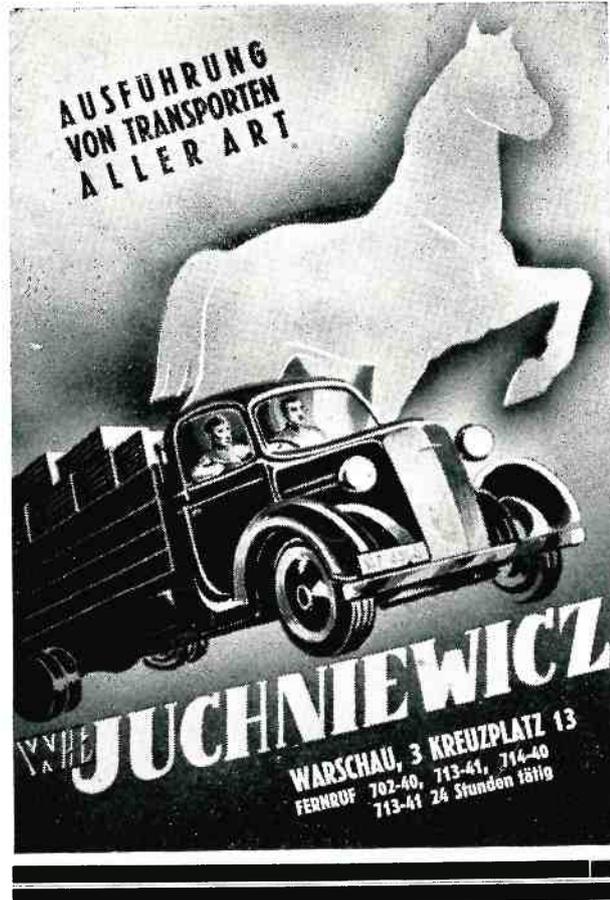
Erstes Deutsches Geschäft
für Fleisch- und Wurstwaren

FRANZ LEWANDOWSKI

Fleischermeister

Lieferung für deutsche
Dienststellen

Warschau, Widokstraße 1
Fernruf 614-69 + Privat 826-75



AUSFÜHRUNG
VON TRANSPORTEN
ALLER ART

JUCHNIEWICZ

WARSAU, 3 KREUZPLATZ 13
FERNRUF 702-40, 713-41, 714-40
713-41 24 Stunden tätig

Deutsche
kauft beim
Deutschen



*Einheitsmöbel für deutsche
Gefolgschaftsmitglieder
Heeresunterkunftsgerät*

Schlaf- u. komb. Wohnschlafzimmer, Offiziersarbeitszimmer, Referenzzimmer,
Anbaumöbel, Büromöbel, gebogene Möbel, Luxusmöbel

Deutsche Modelle—Solide Preise

Lieferant von Wehrmachts- und Zivilbehörden

Reichsdeutsche Firma

ULRICH WENDLAND

MÖBELFABRIK+HEERESBEDARF

Warschau, Hoża 27A 7

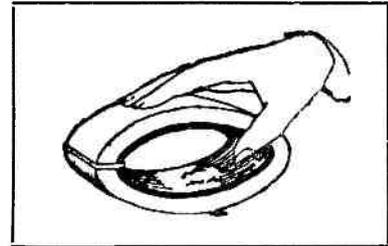
Fernruf: 95519

**Deutsches
Fleischverteilungsgeschäft**
für Fleisch und Wurstwaren

KARL GRUHN
FLEISCHERMEISTER

Warschau-Praga

Targowastr. 58 (Ecke Zabkowska)
Fernsprecher Nr. 102047



„OVALO“
G. m. b. H.

Warschau
Hipotecznastr. 5

Schreibwaren-Erzeugung:

Patentierete „Ovalo“-Löcher | Papierrollen für Rechenmaschinen | Klebstoffe

»RYGAWAR« A.G.

WARSCHAU

Goctawska StraÙe 9

Tel. 10-02-83

Unter Deutscher Leitung

Gummiarbeitsstiefel und Überschuhe



Honigkuchen
Teegebäck
Zuckerwaren



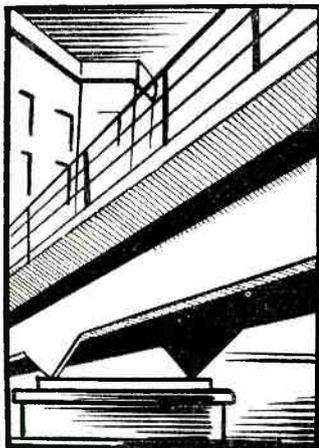
MICHAŁ WIŚNIEWSKI

Warschau, Polna 30. Tel. 706-66

JOHANNES HAMERSKI

Hoch- und Tiefbauunternehmen
— Wasserbau —

WARSCHAU
Blumenstr. 11-130
Fernruf 284-42



HOCH- und BRÜCKENBAUUNTERNEHMUNG
WLADYSLAW GANO

WARSCHAU, Künstlerstrasse 10
FERNRUF 3-44-50 / 3-22-19

VIBRIBETONWERKE - LAGER
WERKSTÄTTE mit ZWEIGBAHN
TARGOWASTA. 10 - FERNRUF 10 43 53



Triebwerk- und Flugüberwachungsgeräte
*
Feingetriebe für Sonderzwecke
*
Elektrische und mechanische Temperaturregler
für Kühl- und Schmierstoff
*
Prüfanlagen für Leitungen und Geräte
*
Prüfstände für Nah- und Ferndrehzahlmesser
*
Tachoskop, stroboskopisches Handgerät für
Drehzahl- und Frequenzmessungen



BRUHN-WERKE GmbH, WARSCHAU
WEITERE WERKE BERLIN, EISFELD UND SCHALKAU IN THÜR.



Gesellschaft

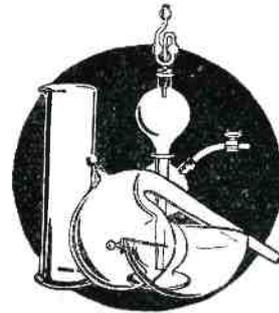
Caszimi

Kosmetik u. Parfümerie-Fabrik G.m.b.H.
Warschau, Kaezustr. 7



WARSAU
Senatorenstrasse 38
Fernruf 2-98-47

*Parfüme und
kosmetische Erzeugnisse*



Laboratoriums-
Glas und Geräte aller Art

stets vorrätig

Artur Schindler

Warschau, Karowastraße 18a
Anruf: 638-12

Generali = Port = Polonia

Vereinigte Versicherungs-Gesellschaften
A. G.

Warschau, Dobrowskiego-Platz 1, Ecke Fasnafstraße / Tel. 549-80

Alte und enge Verbindungen mit größten deutschen und italienischen Versicherungs-Gesellschaften
Versicherungsabslüsse:

gegen Feuerschaden, Einbruch, Diebstahl, Unfall, Haftpflicht, Autokafo, Maschinenbruch,
Transport, Glas, Hagel

Marmelade-, Kunsthonig- und Süßmostherstellung

Nahrungsmittelfabrik

IL. NASIEROWSKI

Warschau, Kaliskastrasse 9

G. m. b. H.

Tel. 9-30-42



Senffabrik
Gemahlene Gewürze
Tee-Ersatz
Säfte

Waclaw Kaczorowski

Warschau I
Grzybowskastr. Nr. 71
Tel. 2-90-66

Weisse Suppe in Pulver
Zucker Vanillin
Zutaten zu Branntwein
Backpulver

SENFFABRIK

A. Schweitzer

Gegr. 1856

MARIENSTADT 29 — TELEFON 585-77
LADEN: KÖNIGSTR. 25 — TEL. 619-18

SENF IN VERSCHIEDENEN ARTEN
SENFUNKEN, SAFTIG u. LIKÖRESSENZEN

Reichsdeutsche Spezialfirma
führt aus nebst Projektierung

Zentralheizungen aller Arten,
Abdampferwertung,
Warmwasserversorgungsanlagen,
Gas, Be- und Entwässerungen,
Kanalisationsanlagen,
Kläranlagen,
Pumpen-Anlagen aller Arten,
sämtliche sanitäre Einrichtungen
jeglicher Art

F-a L. Rechkemmer

Technisches Ing.-Büro

Zweigniederlassung:
Warschau, Künstlerstraße 12, Tel. 629 23

Vertretung in Krakau:
Ing. Kujawa, Dietelring 3



Handelshaus

J. Machnicki, T. Urbański u. Co

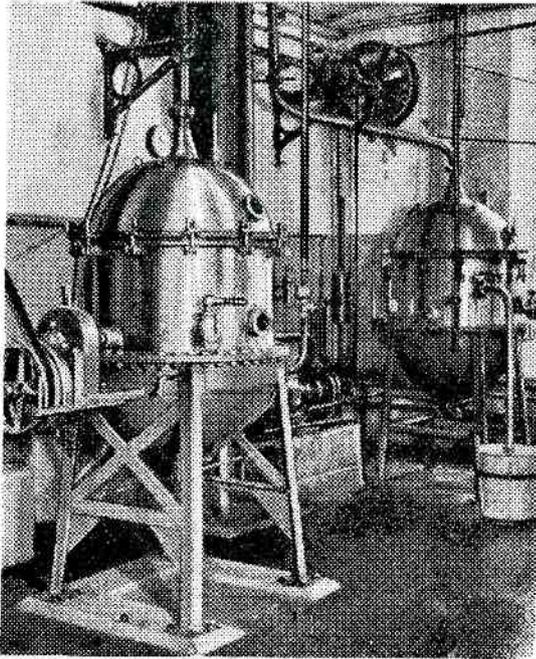
Warschau

Hozastr. 23 * Fernruf 74587
Torplatz 9 * " 20109

empfiehlt

den guten und bekannten Tee-Ersatz
en gros

FRUCTOSA



MARMELADEN UND KONSERVEN

Dipl. Ing. Zygmunt Labedzki

BAUINGENIEURBÜRO

Warschau, Bahnhofstr. 11 W.
Ruf 92039

HOCH-, TIEFBAUARBEITEN
UND STRASSENBAU



*Kämme
Knöpfe
aller Art*

in bester Ausführung

**Warschauer Kamm- u. Knopffabrik
Egbert Kleinau K. G.**

Warschau, Kaczastr. 7

Ruf 32159

Telegrammadresse: Kemmknopf

Gegründet 1851

*Schokoladen-
Fabrik*

EWEDDEL
A. G. WARSCHAU

Die führende Marke

Wacław Dąbrowski & Co

KOHLN-
GROSSHANDLUNG

GmbH.

W A R S C H A U

Poststrasse 11/3
Fernruf Verkaufsbü. und Büro 65202
Fernruf Lager 65203

ZWEIGNIEDERLASSUNG

R A D O M
Trauguttastr. 55 Fernruf 1701

WARSCHAUER FABRIK
FÜR BLECHMASSENARTIKEL

»**TŁOCZNIA**«

AKTIENGESELLSCHAFT

WARSCHAU, PRZEMYSŁOWA STRASSE 19
FERNRUF 900-86

*Kanister • Marmeladeneimer
Konservendosen*

Otto Pfefferkorn Nachfg.

AUSSTELLUNGSHAUS
FÜR MÖBEL UND
R A U M K U N S T

Warschau, Börsenstrasse 4 — Fernruf 6-88-72

Getränke- Industrie A.G.

Winkelhausen, Aquavit und Warschauer Rektifikation

Warschau C 1
Łazienkowskastrasse Nr. 6-a
Fernruf 758-70

*Branntweine und Liköre
Fruchtweine und Met*

Wyborna (Pomeranzen-Aroma) 40%
Wyborna (Pomeranzen-Aroma) 45%
Angielska Gorzka (Englisch Bitter)
Zubrówka / Kirsch herb / Kirsch süß
Stara / Weinbrand-Verschnitt / Ca-
cao Chouao / Kapuziner Likör

Dea

der elegante und bequeme
Damenschuh

Landeswirtschaftsbank Bank Gospodarstwa Krajowego

Warschau **Krakau**
Bahnhofstr. 1. Tel. 80260 Adolf-Hitler-Platz 47. Tel. 10107

Zweigstellen in:
Krakau, Lublin, Radom, Reichshof, Tarnow
Ausführung sämtlicher Bankgeschäfte

Adolf Ruminger Verkauf technischer Artikel und Anlagen

WARSAU
Senatorenstr. 36
Fernruf 59511, 53813

*Sanitäre Anlagen, Maschinen für Holz-
u. Keramikbearbeitung, Baumaterialien.*

Vertretungen Reichsdeutscher Firmen

Tokalon

PUDER
und
CREME

*sind unübertroffene
Qualitätserzeugnisse*

Große und sichere Vorteile
gibt dem Bauer die
Schweine-, Pferde-, Vieh-
und Geflügelzucht, wenn
dem Futter KAMINSKI'S

»CENTRALINA«

be gemischt wird

CENTRALINA mit dem Waren-
zeichen „OKO“ ist vom
Ministerium für Landwirtschaft,
Abteilung Veterinärwesen
Nr. 3050 bewilligt worden

Deine Hühner, Enten, Gänse,
Puten, Perlhühner und Tauben
schützt vor Cholera

»AVISAN«

Das Hauptlager: Handels- u. Industrierwerke
DR. PHARM. K. WENDA

Warschau, Leszno 98

Carbochemia

G. m. b. H.

Warschau

Büro: Ordenstrasse 11 **Fabrik u. Lager:**
Tel. 8-31-46, 9-63-13 Srebrna 16, Tel. 274-34

Elektrische Batterienfabrik „Carbon“
Chem.- techn. Artikel
Spez. für Industrie-Artikel der Firma
Neo-Chemie Noll u. Co.:

Blankozit Rostlösemittel
Controxyd Rostschutzmittel
Neodur Treibriemenpflege
Gewebekleber für alle Arten Stoffe, Säcke, Planen u. dgl.
Münollitt flüssige Dichtungsmasse

Vertretung:
Deutsche Abwasser-Reinigungsgesellschaft m. b. H.
OMS-Wiesbaden

Unter Kommissarischer Leitung
APOTHEKEN-GROSSHANDLUNG

A. SZPINAK

Aktiengesellschaft

Warschau, Długastrasse 42

Fernrufe:

Komm. Verwaltung 11-67-51, Expedition 11-54-90, Büro 11-95-20

Besitzt auf Lager sämtliche Apothekerwaren und Chemikalien für Industrie ■ Stets auf Lager: Serum und Impfstoff einheimischer und ausländischer Produktion ■ Sämtliche Aufträge werden prompt und gewissenhaft ausgeführt.

Tschenstochau

**Metall- und
Galanteriewaren-Fabrik**

'METROS'

A. G.
In Treuhänderverwaltung

Abt. I. Kragen-Manchetten-Brustknöpfe u.ä.
Abt. II. Fahrradteile wie: Tretlager, Kurbeln,
Zahnkränze, Gabelring-Kompl. usw.

Berka
Joselewicza 3
Fernruf 15-50

Marmeladen- und Konservenfabrik

»BIS«



Inh. Edmund Gittel

WARSCHAU

Zakroczymskastr. 15

Fernruf 112215

Handelshaus

Marian Raczkowski

Warschau, Albertastr. 7/4. Telefon 26044

Verkauf von

Werkzeugen sowie
Schrauben

eigener Produktion

**HANDELSHAUS
FULDE & HÜBNER**

G.m.b.H.

**Grosshandlung von Pharmazeutischen
und Chem.-Technischen Produkten so-
wie Pharmazeutischen Spezialitäten**

Export
Import

Bankkonten:

Emissionsbank in Polen, Zweigniederlassung War-
schau · Warschauer Handelsbank A. G. Warschau
Postscheckkonto: Warschau Nr. 2413

Warschau, Senatoren-Str. 10
Tel. 6-33-17 (Direktion)
Tel. 6-01-15 (Sammelnummer)
Telegr.-Adr.: „Fulhub“, Warschau

Alleinverkauf der Erzeugnisse
der Chem.-Pharm. Fabrik
„Nafra“ G.m.b.H.
Warschau, Żytniastr. 41

Netze- u. Hanfwaren-Werkstätten

W. BOBICKI & Co

G. m. b. H.

WARSCHAU

Vorstand u. Büro

Siegesstrasse 28

Telefon: Direktion 8-51-50
Handelsbüro 8-51-59

Verkauf u. Expedition:

Dreikreuzplatz 10

Telefon: 7-17-05
7-47-53

Telegrammkurzanschrift: „LINUM“

Abt. Hanfwaren

Abt. Zellophanfabrikate

*Abt. Schuhbänder und Fabrikate
aus Roßhaar und Kunstseidenstroh*

*Tschenstoeauer
Hutfabrik*

A.-G.

KOMMISSARISCHE
LEITUNG

TSCHENSTOCHAU

SCHOKOLADEN-U.
SÜSSWARENFABRIK

PIOTR DĘBSKI

TSCHENSTOCHAU
PIESUDSKISTRASSE 25 + TEL. 20-89

**A. G. für TEXTIL-
INDUSTRIE**

TSCHENSTOCHAU
(GENERAL-GOUVERNEMENT)

**Wollkämmerei
Kammgarnspinnerei
Färberei**
GEGRÜNDET 1886

SCHAFLEDERGERBEREI
GEGRÜNDET 1886

AKTIEN-GESELLSCHAFT DER

**BRAUEREI
IN TSCHENSTOCHAU**

VORM. K. SZWED E

TSCHENSTOCHAU
ORLICZ-DRESZER-STRASSE 18/22

FERNRUF 12-29. POSTSCHLISSFACH: 121
DRAHTANSCHRIFT: BRAUEREI TSCHENSTOCHAU

**BRAUEREI
MÄLZEREI**

**LIMONADEN-U.
SODAWASSER-
ERZEUGUNG**

T U C H F A B R I K

PAUL ALFRED KIERST

TOMASCHOW-MAZ., WOJCIECHOWSKI STR. 8, FERNRUF 151

VERKAUFLAGER:

WARSCHAU, TREBACKA STR. 5

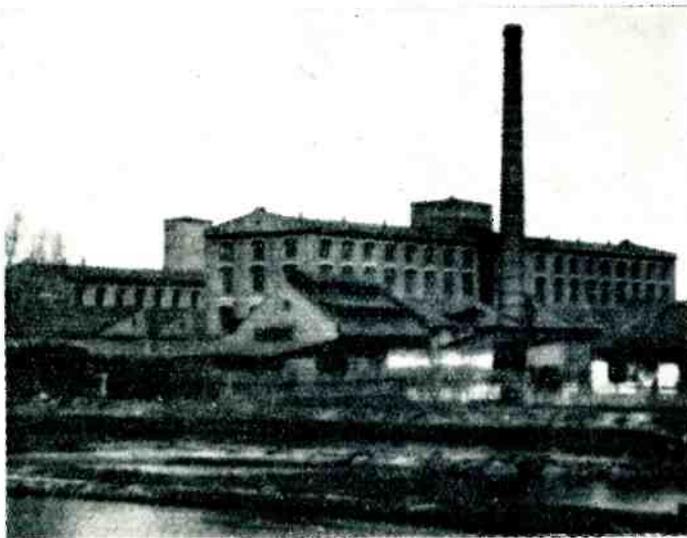
FERNRUF 501-51

BANKFONTEN:

EMISSIONSBANK IN POLEN,
PETRIKAU
KREIS- UND STADTSPARKASSE,
TOMASZOW-MAZ.

REICHSDEUTSCHES UNTERNEHMEN

ROHSTOFFZENTRALE G.m.b.H.



im Konzern der

KONTROPA A.G. WIEN

Tuchfabrik

Tomaschow Maz.

Teklastr. 9

Fernruf 98

•

ZENTRALE: WARSCHAU. Czackistr. 16 * Fernruf 23-655

